

nr. 7 – november 2014

ecke köpenicker

Mit Sonderseiten zum 9. November 2014 – 25 Jahre nach dem Berliner Mauerfall

Seite 3: Attacken auf Eigentumswohnungen Seite 4: Das Kreativhaus auf der Fischerinsel

Seite 5: Schulroulette in Mitte Seite 6: Klubkultur und Nachtruhe – Runder Tisch Köpenicker



*Zeitung für das Sanierungsgebiet Nördliche Luisenstadt. Erscheint achtmal im Jahr kostenlos.
Herausgeber: Bezirksamt Mitte von Berlin, Stadtentwicklungsamt, Fachbereich Stadtplanung*

Bilderrätsel: Gewinner gesucht!



Welche Ecke?

Kennen Sie sich im Gebiet gut aus? Dann erkennen Sie sicher, wo dieses Foto aufgenommen wurde! Wer weiß, wo sich dieser Ort befindet, schicke die Lösung bitte mit genauer Absenderadresse an die Redaktion: »ecke köpenicker«, c/o Ulrike Steglich, Elisabethkirchstraße 21, 10115 Berlin, oder per Mail an ecke.koepenicker@gmx.net. Unter den Beteiligten verlosen wir einen 20-Euro-Büchergutschein der Buchhandlung im »Aufbau-Haus« am Moritzplatz. Einsendeschluss ist Montag, der 1. Dezember. Wir freuen uns über Ihre Post! Unser letztes Bilderrätsel zeigte die Köpenicker Straße 55. Gewinnerin ist Kira Pshenitza – herzlichen Glückwunsch! Der Büchergutschein wird Ihnen per Post zugesandt.

Störfallbetrieb verhindert Wohnungsbau

Das direkt hinter der Schillingbrücke liegende Areal um den Viktoriaspeicher wird in der näheren Zukunft wohl nicht mit Wohnungen bebaut. Der Stuttgarter Investor Hans Schimmang hat Ende September die letzte Frist für die dreijährige Kaufoption des Geländes von der berlineigenen BEHALA verstreichen lassen. Dabei spielte wohl nicht nur die Ablehnung seiner Planungen durch die BVV Friedrichshain-Kreuzberg eine Rolle. Entscheidend dürfte gewesen sein, dass sich die Galvanikfirma OTEK in der Köpenicker Straße 147 nicht zu einem Umzug in ein Industriegebiet bewegen ließ. Denn dieser Betrieb ist ein potenzieller »Störfallbetrieb«, der mit gefährlichen Stoffen hantiert. Nach den Regeln der EU (Seveso II-Richtlinien) darf in seinem Umkreis kein Wohnungsbau neu errichtet werden. Das betrifft nicht nur das Gelände um den Viktoriaspeicher an der Spree, sondern zum Beispiel auch einen Teil des Grundstücks des ehemaligen Postfuhrantes in der Mel-

chiorstraße im Sanierungsgebiet Nördliche Luisenstadt. Nach Auskunft des zuständigen Kreuzberger Stadtrates Hans Panhoff habe es zwar einen Vorschlag zur Umsiedlung der OTEK gegeben: »Aber eine Verlagerung des Störfallbetriebs in die Oranienstraße gleich neben das SO36 ist keine Lösung und kommt für den Bezirk definitiv nicht in Frage.« Die Verlagerung sollte von Schimmang finanziert werden, nach seinem Rückzug steht sie derzeit völlig in den Sternen. »Wenn der Betrieb nicht aufgibt,« so Panhoff, »sondern einen Ersatzstandort bezieht, so braucht alleine die Planung und Genehmigung einer solchen Anlage mehrere Jahre, denn das ist eine sehr komplizierte Angelegenheit.« Er rechnet deshalb »frühestens in dreieinhalb Jahren« mit einer Lösung. Auf dem BEHALA-Gelände befinden sich derzeit vor allem Lager, aber auch Büros und ein Getränkehandel. Hier könnten jedoch auch mehrere hundert Wohnungen gebaut werden. cs

Termine

Betroffenenvertretung (BV) Nördliche Luisenstadt

Die BV trifft sich an jedem dritten Dienstag im Monat um 18.30 Uhr im Nachbarschaftszentrum »Club dialog 101«, Köpenicker Straße 101, 10179 Berlin, direkt am U-Bhf. Heinrich-Heine-Straße. Nächstes Treffen der BV: Di, 18. November, 18.30 Uhr.

Die Betroffenenvertretung ist ein wichtiges Gremium und die Interessenvertretung der Bürger im Sanierungsgebiet und hat Mitspracherechte beim Geschehen im Sanierungsgebiet. Die Sitzungen der BV sind öffentlich. In der BV kann sich jeder interessierte Anwohner engagieren. Jeder, der dreimal teilgenommen hat, ist stimmberechtigtes Mitglied. Die BV freut sich sehr über neue Mitstreiter! Jeder, der sich für das Geschehen im Gebiet interessiert, ist herzlich eingeladen.

Websites + ecke online

Wichtiges zum Sanierungs- und Fördergebiet Nördliche Luisenstadt erfahren Sie hier:

www.Luisenstadt-Mitte.de

Zudem gibt es viele aktuelle und historische Informationen zum Gebiet beim Bürgerverein Luisenstadt unter:

www.buergerverein-luisenstadt.de

Unter beiden Webadressen ist auch die »ecke köpenicker« als PDF abrufbar.

Redaktionsschluss

der nächsten Ausgabe »ecke köpenicker«:

Montag, 1. Dezember

Impressum

Herausgeber: Bezirksamt Mitte von Berlin, Abteilung Stadtentwicklung

Redaktion: Nathalie Dimmer, Christof Schaffelder, Ulrike Steglich
Redaktionsadresse: »Ecke Köpenicker«, c/o Ulrike Steglich, Elisabethkirchstraße 21, 10115 Berlin, Tel (030) 283 31 27, ecke.koepenicker@gmx.net

Fotoredaktion:

Christoph Eckelt, eckelt@bildmitte.de

Entwurf und Gestaltung: capa, Anke Fesel, www.capadesign.de

Druck: Henke Druck, info@henkepressedruck.de

Vi.S.d.P.: Ulrike Steglich

Für den Inhalt der Zeitung zeichnet nicht der Herausgeber, sondern die Redaktion verantwortlich.

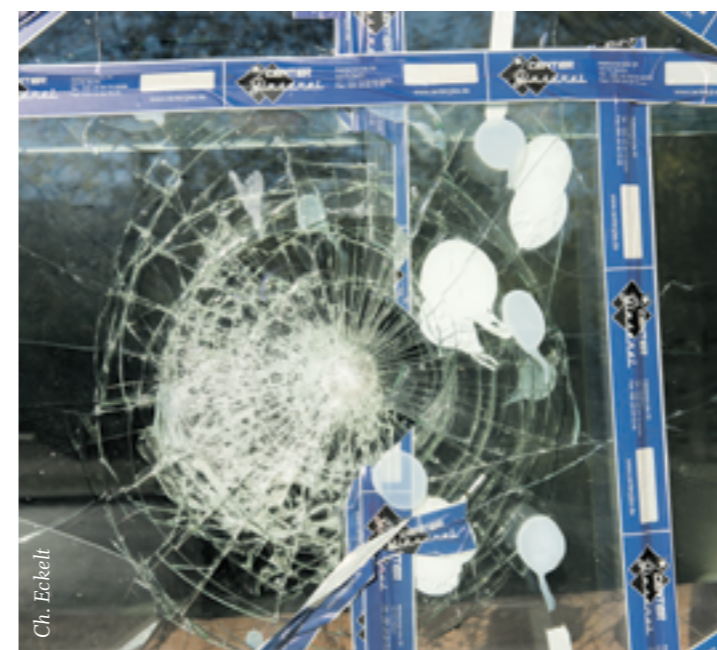
Feuer und Splitter am Engeldamm

Kreuzberger Kampfgruppen wüten im Kiez

Am Dienstag, dem 30. September war es mal wieder soweit. Eine Gruppe Maskierter zog zum Engeldamm, zündete Bengalos und errichtete Barrikaden aus Absperrbarken, die sie mit Benzin in Brand setzte – und ein danebenstehendes Auto gleich mit. Dann flogen Steine und Farbflaschen auf die Fensterscheiben und Fassaden des Taut-Hauses an der Ecke zum Michaelkirchplatz und des Neubaus Engeldamm 60 an der Ecke zur Adalbertstraße. Nicht nur die Schau-fenster der Läden im Erdgeschoss gingen zu Bruch, auch in einer Wohnung landete offenbar ein Pflasterstein im Kinderzimmer. Es war nicht die erste derartige Attacke. Die Scheiben im Taut-Haus waren gerade erneuert worden, nachdem sie bei einem Anschlag zerstört wurden; das angrenzende Designmöbel-Geschäft »Sitzfeld« wurde bereits zum fünften Mal seit seiner Eröffnung vor rund einem Jahr angegriffen.

Kein Mieter wurde verdrängt

Das Taut-Haus ist ein denkmalgeschützter Altbau, der zwischen 1927 und 1932 von den Brüdern Bruno und Max Taut für die Gewerkschaft der Transportarbeiter errichtet wurde. Das Bürogebäude stand zwischen 2002 und 2010 leer und wurde anschließend in ein Wohnhaus mit Eigentumswohnungen umgewandelt, wobei es in vielen Bereichen vorbildlich denkmalgerecht rekonstruiert wurde. Das andere attackierte Gebäude ist ein Neubau auf einer vormals unbebauten Grundstücksfläche: Für die Schaffung der Eigentumswohnungen in beiden Häusern wurde also kein einziger Mieter zum Auszug gedrängt.



In einem auf der Website »indymedia.org« veröffentlichten Bekenner-schreiben heißt es: »Wir sehen, dass in dieser Stadt offenbar genug Platz ist für immer mehr teure Wohnkomplexe und Konsumpaläste, aber nicht für die, die den Wohnraum am dringendsten brauchen. Wir sehen die Zwangsräumungen unserer Nachbar_innen, ob aus ihren Mietwohnungen, der Ohlauer-Schule oder jetzt der Cuvry-Brache.«

Ob die Situation tatsächlich besser wäre, wenn die jetzigen Bewohner der insgesamt 110 Eigentumswohnungen ihren Wohnraum im schon vorhandenen Bestand in der Nachbarschaft erworben hätten, darf bezweifelt werden.

Und hat sich die Situation derjenigen, die in bedrohten Wohnverhältnissen oder sogenannten »informellen Wohnformen« leben, durch diese Aktionen irgendwie verbessert? Auch das kann man sich beim besten Willen nicht vorstellen. Im Gegenteil: Als Reaktion auf die gewalttätige Inszenierung von »Gegenmacht« durch linksradikale Kampfgruppen droht eine Entsolidarisierung im Kiez – doch auf die Solidarität und Unterstützung ihrer Nachbarn sind jene mit den schlechten Karten auf dem Wohnungsmarkt dringend angewiesen!

Politiker denunziert Wohnprojekt

Der Köpenicker Abgeordnete Tom Schreiber (SPD) zum Beispiel forderte in unmittelbarer Reaktion auf das Ereignis nicht nur die Ausweitung der Polizeipräsenz und das Verbot diverser linksradikaler Vereinigungen, sondern auch Durchsuchungen ehemals besetzter Häuser. Explizit benannte er das Wohnprojekt »Köpi« in der Köpenicker Straße 137. Konkrete Belege für eine Verbindung von Hausbewohnern zu den Anschlügen konnte der Sicherheitsexperte seiner Fraktion im Abgeordnetenhaus zwar nicht benennen, die räumliche Nähe allein reichte ihm aber für die Verdächtigung und Denunziati-on, die er u.a. in der »Abendschau« des rbb öffentlich äußerte. Und die taz zitiert ihn mit folgender Behauptung: »Besetzte Häuser spielen immer eine Rolle als Zufluchtsorte für Täter und als Orte, wo Straftaten vorbereitet werden.«

Tatsächlich war die »Köpi 137« anfangs der 1990er Jahre kurzzeitig besetzt, wie über andere 100 Häuser in Ostberlin auch. Doch schon seit 23 Jahren verfügen die Bewohner dort über Mietverträge. Im Unterschied zu vielen anderen ehemals besetzten Häusern konnten sie allerdings keine langfristigen Rahmenverträge abschließen und etwa im »Selbsthilfeprogramm« des Senats ihr Haus grundsanierten und sichern. Das lag aber vor allem an den Eigentumsverhältnissen: Das Haus und das Grundstück, auf dem sich auch ein Wagenplatz (»informelle Wohnform«) befindet, ist seit 1995 dauerhaft Spekulationsobjekt; die Bewohner brauchen die Solidarität der Nachbarschaft, auch die von Bewohnern von Eigentumswohnungen.

Die Köpi gehört zum Kiez

Zum Glück genießen sie die auch. Vertreter der Köpi sind zum Beispiel in der Betroffenenvertretung Köpenicker Straße aktiv, gemeinsam übrigens mit Bewohnern von Altbauten, Plattenbauten und Neubauten aus der Gegend, auch solchen, in die schon diverse Pflastersteine geschmissen wurden. Die feurigen Gewaltakte der selbster-nannten »Kreuzberger Umzugshelfer_innen« jedenfalls stoßen in dieser Gruppe auf einhelligen Widerspruch. Einige haben sie direkt mitbekommen und waren davon zutiefst schockiert und verunsichert. Aber keiner käme auf die Idee, solche Attacken mit dem Projekt »Köpi 137« in Zusammenhang zu bringen. Um so zu denken, muss man offenbar in Köpenick wohnen – und nicht in der Köpenicker. *Christof Schaffelder*

Die Kreativwerkstatt

Theaterpädagogisches Zentrum, Mehrgenerationenhaus, Familienzentrum – und das alles unter einem Dach vereint? Wovon andere Stadtteile nur träumen, ist im »Kreativhaus« auf der Fischerinsel Realität.

In der Werkstatt des Kreativhauses wird gehämmert, gebohrt und gebaut. Dekorationsartikel für besondere Anlässe, Theaterrequisiten für verschiedene Aufführungen und Banner für zahlreiche Feste werden angefertigt. Es herrscht emsiges Treiben, fünf feste Mitarbeiter sind mit diversen Aufträgen beschäftigt, denn der nächste »KREATIVE InselSonntag« steht an und für die Berliner Märchentage sind gleich mehrere Veranstaltungen geplant. – Seit über 20 Jahren ist das Kreativhaus der Ort, an dem ein Teil des kulturellen und sozialen Lebens im Bezirk pulsiert.

Das Konzept des Kreativhauses ruht im Wesentlichen auf drei Säulen: Das »Theaterpädagogische Zentrum« (TPZ) wurde 1992 von der Landesarbeitsgemeinschaft »Spiel und Theater Berlin e. V.« gegründet und hat sich unter der Leitung von Angela Gärtner bundesweit einen Namen gemacht. Hier werden vor allem theaterpädagogische

Aktivitäten gefördert und unterstützt. In den Herbstferien wurde beispielsweise das Stück »Knolle und die Vitaminbande« realisiert: In drei spielerischen Workshops lernten die Kinder, welche gesunde Spaßmacher Karotte, Kürbis und Kartoffel sind. Im Oktober und November wird eine Adaption des »Don Juan« von Molière aufgeführt. Es ist das Jubiläumsstück des »BerlinerZentralTheaters«, das seit 15 Jahren im Kreativhaus seine Hausbühne hat.

Mehrgenerationenhaus

Das Kreativhaus ist aber auch ein Mehrgenerationenhaus – eines von insgesamt neun in Berlin. Ein offener Ort wurde geschaffen, an dem der Austausch von Jung und Alt neu gelebt wird. Das »Café Coco« ist zum beliebten Nachbarschaftstreff geworden und bietet täglich ein günstiges Mittagessen an. Hier können Menschen unterschiedlichen Alters miteinander ins Gespräch kommen. Das ist der erste Schritt zu gemeinsamen Projekten und Aktionen. Mit viel Engagement wird etwa die Holzhütte im Innenhof gebaut oder es werden Patenschaften für Kinder von berufstätigen Eltern angeregt.

Seit 2012 ist das »Familienzentrum Fischerinsel« (FZF) als drittes Standbein des Hauses hinzugekommen. Das sozialpädagogische Angebot richtet sich besonders an Eltern und Kinder im Alter von 0–6 Jahren, zum Beispiel in der Männer- bzw. Vätergruppe PapalapaP. Mit den Kitas und Tagespflegestellen der Umgebung gibt es eine enge Zusammenarbeit. Der Bedarf an Beratungsangeboten solcher Art ist groß, auch über die Fischerinsel hinaus. In der Außenstelle »dialog 101« in der Köpenicker Straße werden zusätzliche Kurse und Aktivitäten angeboten, u.a. für alleinerziehende Mütter und Eltern mit Migrationshintergrund. Regelmäßig finden hier auch die Sitzungen der Betroffenenvertretung und des Sanierungsbeirates der Nördlichen Luisenstadt statt.

Tausende Besucher

Mehrere tausend Leute besuchen die Angebote des Kreativhauses jeden Monat, jährlich werden eine Vielzahl von Veranstaltungen und Projekte unter seinem Dach gebündelt. Der organisatorische Aufwand, alle Programme unter einen Hut zu bekommen, ist enorm, das Serviceangebot ist überwältigend. Es reicht vom Kostümverleih über Arbeiten in Ton- und Trickfilmstudios bis hin zum Cateringservice. Anfang 2015 soll auch noch das nahe gelegene Stadtteilzentrum »Club Spittelkolonnaden« im Kreativhaus einziehen. Dann wird es mit der Programmierung der vielen Angebote noch enger – und noch bunter.

Im Kreativhaus wird seit über zwanzig Jahren vorgelebt, wie Nachbarschaftshilfe, kulturelle Projekte und soziale Dienstleistungen effektiv miteinander vernetzt werden und sich gegenseitig ergänzen. Das Haus steht für Innovation und Nachhaltigkeit und wirkt auch über die eigentlichen Räumlichkeiten auf der Fischerinsel weit hinaus.

Nathalie Dimmer

Kostenlose Angebote im Nachbarschaftszentrum »dialog 101«, Köpenickerstraße 101, 10179 Berlin (Außenstelle des Familienzentrums):

- Kleiderkammer für Babys und Kleinkinder Mo–Fr von 10–14 Uhr
- Nähwerkstatt, Mo–Fr 9:30–15:30
- Familienfrühstück, Do 10:30–12:00
- »Fit in Erziehungsfragen« für Eltern mit Migrationshintergrund, Do 12–14 Uhr, Termine nach Absprache

Kreativhaus e.V., Fischerinsel 3, Telefon (030) 238 09 13
weitere Informationen: www.kreativhaus.de, info@kreativhaus-tpz.de

»Fehler im System« – Schulroulette ohne Ende

Die Berliner Schullandschaft kommt einfach nicht zur Ruhe – auch nicht im Bezirk Mitte. Seit dem PISA-Schock 2001 vergeht kaum ein Jahr, ohne dass eine neue Bildungsreformsau hektisch durch die Stadt getrieben wird, immer flankiert vom Spar-Eber, von Schließungen und Fusionen.

In Mitte begann auch das neue Schuljahr mal wieder mit Aufregung: Zum Feriende im August wartete die zuständige Bezirksschulstadträtin Sabine Smentek (SPD) mit der Nachricht auf, dass möglicherweise das Max-Planck-Gymnasium an der Jannowitzbrücke geschlossen werden müsse. Die Proteste auf die Schließungsankündigung folgten umgehend: Schließlich hat das Max-Planck-Gymnasium einen außerordentlich guten Ruf und in den letzten Jahren viel in die Zukunft investiert.

Es dauerte nur ein paar Tage, und der Bezirk zog das Vorhaben angesichts der großen Proteste zurück. Doch damit verschwindet der Hintergrund nicht. Und man kann vermuten, dass dies vor allem ein Warnsignal des Bezirks an die zuständigen Senatsverwaltungen war.

Denn insbesondere die Senatsfinanzverwaltung setzt die Bezirke unter Druck. Aus fiskalischer Sicht sind Schulgebäude kommunale Liegenschaften, die viel Geld kosten: Hausmeister, Reinigungskräfte, Instandhaltungen müssen bezahlt werden. Ansonsten orientieren sich die Senatsverwaltungen für Finanzen und für Schule an Auslastungskennziffern: Sind Anmeldezahlen zu gering, stehen Schulen auf der Streichliste – unabhängig davon, wie sich die Geburtenraten und Schülerzahlen in den nächsten Jahren in einzelnen Gebieten entwickeln werden. Das ist dann wiederum das Problem der Bezirke.

Alle Bezirke, auch Mitte, stehen ständig unter Schuldendruck. Die Gelder, die ihnen vom Senat zugemessen werden, reichen gerade mal so für die gesetzlich vorgegebenen Pflichtaufgaben. Überall fehlt es an Personal. Ein Sparpotenzial macht der Senat bei den Bezirken immer wieder bei den Schulen aus: hier wird von Jahr zu Jahr akribisch durchgezählt.

»Ende Juli dieses Jahres forderte die Senatsverwaltung für Finanzen, dass Mitte umgehend ein Konsolidierungskonzept für den Bezirkshaushalt vorlegen sollte«, erklärt Sabine Smentek (SPD), die erst seit Januar 2014 Bezirksstadträtin für Jugend, Schule, Sport und Facility Management ist. Die gelernte Bankkauffrau, Betriebswirtin und Unternehmensberaterin kennt sich mit Finanzen gut aus; der politische Druck seitens des Senats auf die Schulpolitik der Bezirke ist jedoch ein spezieller. Und Sabine Smentek muss nun ausbaden, was ihr hinterlassen wurde: u.a. ein unvollendeter Schulentwicklungsplan, der nicht rechtzeitig beim Senat abgeliefert wurde.

»Die Senatsverwaltung für Finanzen forderte Ende Juli 2014 eine »finanzielle Anpassung« und gab dem Bezirk vier Wochen Zeit, eine Entscheidung zu treffen. Das Bezirksamt Mitte entschied daraufhin, eine Schulschließung anzubieten. Doch nach dem Widerstand von Lehrern, Eltern und Schülern sah sich die Senatsverwaltung für Bildung gezwungen, sich festzulegen: Erst Mitte September teilten sie uns mit, dass sie wegen steigender Schülerzahlen der Schulschließung nicht zustimmen würden. Hier steht also die Senatsfinanzverwaltung gegen die Senatsschulverwaltung. Nun müssen die Senats-



Ch. Eckelt

verwaltungen entscheiden, wie sie mit den rechnerischen schulischen »Überkapazitäten« im Land Berlin umgehen«, so Smentek. Kürzen soll der Bezirk Mitte aber trotzdem.

Auch in Moabit gibt es neue Unruhe in der Schullandschaft: Die Carl-Bolle-Grundschule soll – wegen mangelnder Schülerzahlen – in den nächsten Jahren als Grundstufe in der Heinrich-von-Stephan-Schule aufgehen, die zudem den Grundschulstandort in der Waldenser Straße übernehmen soll. Die begehrte Heinrich-von-Stephan-Schule würde damit zur Gemeinschaftsschule von der 1. bis zur 13. Klasse, nach dem Vorbild der Theodor-Heuss-Gemeinschaftsschule. Stadträtin Sabine Smentek: »Die Heinrich-von-Stephan-Schule hat einen überaus guten Ruf, die Nachfrage ist sehr groß. Doch für eine Gemeinschaftsschule fehlte ihr bislang ein Grundschulzweig. Die Carl-Bolle-Grundschule passt mit ihrem pädagogischen Konzept gut, sie soll nach und nach in die Heinrich-von-Stephan-Schule integriert werden. 2016/2017 könnten dort die ersten Klassen eröffnen.« Gemeinschaftsschulen sind politisch erwünscht; zunehmende Nachfrage, so Smentek, gibt es bei den Eltern auch nach integrierten Sekundarschulen – dort ist das Abitur nach 13 Schuljahren möglich, an Gymnasien bereits nach 12 Jahren.

Etliche Schulen haben bereits eine Fusion hinter sich, manche sogar mehrere. Das schafft zunächst Unruhe bei Schülern, Lehrern, Eltern. Zudem bergen die Fusionen möglicherweise gerade für die Grundschulen ein weiteres Problem: Denn je weniger unterschiedliche Schulstandorte es gibt, desto weiter werden auch die Wege für Schulkinder aus bestimmten Kiezen und desto weniger Wahlmöglichkeiten haben die Eltern. Zwar können rein rechnerisch noch alle Schüler untergebracht werden. Doch auch das könnte bald in manchen Gebieten eng werden, wie es bereits in Alt-Mitte der Fall war: Schaut man sich Bevölkerungsprognosen für die Nördliche Luisenstadt an, wird man dort wohl in ein paar Jahren dringend zusätzliche Grundschulplätze benötigen. Doch die Schule in der Adalbertstraße, die seit Jahren leer steht, wird wohl die nächsten Jahre als Flüchtlingsunterkunft dienen, die ja ebenfalls dringend benötigt werden.

Kritik wurde aber auch an der mangelnden Kommunikationspolitik des Bezirksamts geübt: so forderten Bezirksverordnete, die BVV und auch die Schulen stärker in die Debatte und Entscheidungsfindung einzubeziehen. Sabine Smentek ist dazu bereit. Das Grundproblem, dass Schulpolitik durch Fiskalpolitik reglementiert wird, bleibt jedoch. »Der Bezirk Mitte hat es bislang verstanden, parteiübergreifend den Kinder-, Schul- und Sportbereich weitgehend zu schützen. Doch gerade diese Bereiche werden vom Fiskalsystem permanent unter Druck gesetzt. Das ist ein Fehler im System.« us



Ch. Eckelt

Nachtruhe rettet Clubkultur

Der »Runde Tisch Köpenicker Straße« tagt alle zwei Monate

Die Clubs an der Spree und um die Köpenicker Straße herum kommen langsam zur Ruhe, zumindest die meisten. Denn sie haben inzwischen gelernt, auf die Anwohner in ihrer Nachbarschaft Rücksicht zu nehmen. Das funktioniert beim direkten Lärmschutz immer besser – hier können die Clubs mit baulichen Mitteln ihre Veranstaltungsräume isolieren. Probleme verursacht aber nach wie vor der Lärm der Clubbesucher auf der Straße. Sie kommen oft schon »vorgeglüht«, weil die Drinks in den Clubs ziemlich teuer sind, und verlassen sie noch nachgeglühter, oft erst in den frühen Morgenstunden. Dann wird es laut für Anwohner, die ihre Nachtruhe suchen: Partygäste unterhalten sich lautstark; Taxis haben Hochbetrieb, um die Vor- und Nachgeglühten in ihre jeweiligen Quartiere zu befördern. Auch hier werden Wege gesucht, wie dieser Lärm vermindert werden kann. Unter anderem zu diesem Problem tagt, unterstützt vom Präventionsrat Mitte, alle zwei Monate der »Runde Tisch Köpenicker Straße«.

»Nachtruhe rettet Clubkultur« – mit Plakaten wollen die Betreiber der Clubs ihre Gäste auf das Problem aufmerksam machen. Oder ihre Mitarbeiter auf die Straße schicken, um auf die dort wartenden Clubbesucher Einfluss zu nehmen. Nachgedacht wird auch darüber, ob man nicht zu diesem Zweck gezielt Pantomimen anheuern könnte, um für Ruhe zu werben.

Denn ganz ohne Warteschlangen geht es in den Clubs auch nicht: »Wir müssen die Gäste intensiv kontrollieren, nach Waffen zum Beispiel. Wir lassen auch keine Betrunknen rein. Denn zehn Typen, die auf Ärger aus sind, können eine Party von Hunderten definitiv zerstören. Wir können aber auch nicht die Warteschlange in die Gebäude verlegen – denn wer schon mal drinnen ist, lässt sich kaum wieder wegschicken. Das geht viel leichter draußen«, erklärt Sascha Disselkamp vom Sage Club.

An jedem Sonntagmorgen ziehen inzwischen schon Mitarbeiter der Clubs durch die Straße und säubern sie von dem Müll, den die Besucher dort zurückgelassen haben, und nicht nur sie. Denn die sieben Spät-Verkäufe alleine in der Brückenstraße und all die anderen im Kiez verkaufen ihre Getränke und Snacks nicht nur an Clubbesucher. In der Köpenicker Straße gibt es dann auch noch das große A&O-Hostel mit sage und schreibe 1600 (!) Betten, dessen Gäste auch das Berliner Nachtleben erkunden und dann auf der Köpenicker unterwegs sind. Am Runden Tisch nimmt regelmäßig auch ein Vertreter des Hostels teil.

Nächtliches Tempo 30 gefordert

Reduziert werden könnte auch der Lärm durch den nächtlichen Taxiverkehr, den die Clubs natürlich anziehen. Da fordern die Clubs im Einklang mit den Anwohnern eine nächtliche Geschwindigkeitsbegrenzung auf Tempo 30 auch in der Köpenicker Straße. Die würde nicht nur den Lärm reduzieren – in anderen Hauptverkehrsstraßen Berlins wurden durch nächtliche Geschwindigkeitsbegrenzungen durchaus messbare Effekte erzielt, der Lärmpegel ging dort zumeist um 2–3 Dezibel zurück. Aber auch der Sicherheit der Clubbesucher und der anderen nächtlichen Passanten würde eine solche Maßnahme dienen, zumindest dann, wenn die Polizei ab und an auch Kontrollen durchführte. Die Polizei ist am Runden Tisch auch regelmä-



ßig beteiligt und weiß Bescheid – für die Verkehrsregelung in der Köpenicker Straße ist sie jedoch nicht zuständig, sondern die Verkehrslenkung Berlin der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt.

Im Sommer sorgten darüber hinaus auch Veranstaltungen im Freien für Lärmbelästigung. Zwar gibt es in Berlin klare Regelungen, wie laut diese sein dürfen und auch die Möglichkeit, im Ausnahmefall Sondergenehmigungen zu beantragen – aber nicht alle Clubs hielten sich in diesem Sommer an diese Regeln. Insbesondere der LichtPARK auf dem Grundstück Michaelkirchstraße 22–23 benahm sich hier des Öfteren offenbar daneben. Die Anwohner konnten aber oft nicht genau erkennen, woher der Lärm genau kam, und machten auch die anderen Clubs verantwortlich, zum Beispiel den Holzmarkt auf der anderen Seite der Spree. Die Zeit des LichtPARKs scheint jedoch beendet zu sein. Auf ihrer Facebook-Seite verabschiedete sich jedenfalls das Veranstaltungsteam nach einer »Abschlussparty« am 19. Oktober von den angeblich über tausend Besuchern: »Wir werden, auch wenn die Aussichten nicht die besten sind, weiter um den Erhalt des LichtPARKs kämpfen. Aufgeben war noch nie unsere Stärke ... aber irgendwann ist eben jede Ära zu Ende.« Direkt nebenan, dort, wo bis letztes Jahr »Kater Holzig« residierte, entstehen in der »Alten Seifenfabrik« gerade sehr luxuriöse Eigentumswohnungen.

Heranrückende Wohnbebauung

Diese »heranrückende Wohnbebauung« macht auch die übrigen Clubs nervös. Das Schicksal des Knaack-Clubs in Prenzlauer Berg steckt der Clubszene Berlins tief in den Knochen. Der musste zum Jahresende 2010 schließen. Auf dem Nachbargrundstück war ein Neubau mit Eigentumswohnungen errichtet worden, der nicht ausreichend gegen den Lärm aus dem Club geschützt war. Zwar hätte der Club noch eine Chance gehabt, gegen die Baugenehmigung zu klagen, die Frist dazu hatte er – so urteilte das Oberverwaltungsgericht – jedoch versäumt. Auch um die Clubs in der Köpenicker Straße herum entstehen derzeit etliche Wohnanlagen mit Eigentumswohnungen, beispielsweise in der Rungestraße. Zwar werden die Clubbetreiber sicherlich nicht die Fehler des Knaack-Clubs wiederholen, auf existenzbedrohende Rechtsstreitigkeiten mit den künftigen Eigentumswohnungsbesitzern aber haben sie definitiv keine Lust. Auch aus diesem Grund pflegen sie lieber am Runden Tisch das Verhältnis mit ihrer Nachbarschaft. cs

Geheimtipp in Moabit

Der »Sportpark Poststadion« ist einen Ausflug wert!

Im Schatten des Großen Tiergartens existiert ein Parkgelände, dessen Besuch sich auch für Nicht-Moabiter lohnt. Zusammen mit dem »Geschichtspark Moabit« lässt sich der »Sportpark Poststadion« als Ausflugsziel definitiv empfehlen. Hier wurden in den vergangenen Jahren mit Mitteln aus dem Programm »Stadtumbau West« etliche Bereiche neu gestaltet – nicht nur für Sportler, sondern auch für Familien lohnt sich der Besuch: Die zahlreichen kleinen Spiel- und Sportgeräte im Park, ein Minigolfplatz, viele weitere Freizeitangebote und etliche Möglichkeiten, Aktiven auch bei ungewöhnlichen Sportarten zuzusehen, verschaffen ihm einen hohen Erlebniswert.

Der Park ist vom Hauptbahnhof aus leicht zu erreichen. Wenn man von dort aus nicht den Touristen folgt, sondern die Invalidenstraße überquert, gelangt man zunächst zum »Geschichtspark Moabit«. Auf dem Gelände des ehemaligen Moabiter Zellengefängnisses an der Lehrter Straße herrscht das Gegenteil des Trubels am Hauptbahnhof. Hier ist es still, man trifft wenige Besucher, so versteckt ist die Grünfläche hinter den alten Gefängnismauern. Das ist schade, denn der im Jahr 2007 mit dem Deutschen Landschaftsarchitekturpreis ausgezeichnete Park erzählt viel über die Historie des Ortes. Es lohnt sich, die informativen Dokumentations tafeln an den Eingängen zu studieren. Im Park kann man die Anlage des auf strenge Einzelhaft ausgelegten Gefängnisses nachvollziehen; ein Kubus aus Beton deutet die Dimension der damaligen Einzelzellen an, eine Klanginstallation zitiert literarische Zeugnisse Inhaftierter.

Verlässt man den Geschichtspark am Ausgang Lehrter Straße, so befindet man sich kurz vor einem der Eingänge zum »Sportpark Poststadion«. Gleich am Anfang steht dort ein würfelförmiger Neubau. Die Berliner Sektion des Deutschen Alpenvereins hat dort ihr neues »Kletterzentrum« errichtet. Auch nichtkletternde Besucher können einen Blick hineinwerfen, auf der Terrasse kann man zudem in Ruhe einen Kaffee trinken.

An mehreren Fußballfeldern vorbei führt der Weg weiter in Richtung Poststadion über den ehemaligen »Werferplatz«. Zur Zeit ist der noch abgesperrt. Der neue Freizeitsportbereich ist zwar schon fertig, wird aber wohl erst im Frühjahr eröffnet. Man kann ihn dennoch ausprobieren – die Zäune sind meistens zur Seite geschoben. Hier finden sich zahlreiche Bewegungsgeräte und Parcours, eine kreisrunde Sandfläche zum Volleyballspielen und hölzerne, fröhlich-bunte Liegemöbel, auf denen man sich bei schönem Wetter gut sonnen kann. Dahinter befindet sich eine Sporthalle samt »Ruderhalle«. Sie wird von Berliner Rudervereinen, die ansonsten auf der Havel trainieren, zum Wintertraining benutzt.

Auch das Poststadion ist einen Blick wert. Es wurde in den späten 1920er Jahren nach Plänen des Architekten Georg Demmler erbaut, der im Jahr 1897 den Berliner Fußball-Verband und 1900 den DFB mitbegründet hatte. Bis zur Olympiade 1936 war es das größte Stadion Berlins. Hier fanden Endspiele um die Deutsche Meisterschaft und Nationalspiele der Fußballer statt. Regelmäßig fasste das Stadion damals 35.000 Zuschauer, mit besonderen Tribünenanbauten bis zu 50.000. Seit 2003 wurde das damals verfallene Stadion schrittweise saniert, heute können dort bis zu 10.000 Zuschauer die Heimspiele des Berliner AK 07 in der Regionalliga Nordost besuchen.

Am Stadioneingang an der Lehrter Straße findet sich ein überdachter Rollschuhplatz. Hier werden ungewöhnliche Sportarten wie »Rollkunstlauf« oder »Inline-Skaterhockey« betrieben. Dahinter liegen weitere Fußballfelder sowie das Gelände des Tennisclubs Schwarz-Weiß Tiergarten. Geht man vom Stadion aus in westlicher Richtung bergauf,

so landet man auf dem bewaldeten Trümmerberg des Fritz-Schloß-Parks. Um ihn herum führt eine 1,1 Kilometer lange Rundlaufstrecke, die mit rotem Belag von den anderen Wegen deutlich abgesetzt ist und sogar Entfernungsmarkierungen enthält. Auch hier finden sich etliche Fitnessgeräte, an denen man sich ausprobieren kann.

Man kann vom Poststadion aber auch entlang des neu gebauten »vabali premium spa« wieder zurück gehen. Das Wellnessressort in balinesischem Stil öffnete erst Ende Juni dieses Jahres und ist nach Auskunft des Betreibers schon nach drei Monaten wirtschaftlich bei einer »Schwarzen Null« angeht. Besonders beeindruckend ist die Badeanlage im Freien: Hier hat man das Gefühl, sich in ruhigen Brandenburger Landschaften zu befinden statt in der Nähe des lauten Berliner Hauptbahnhofs. Das Spa wurde auf dem Gelände des ehemaligen Freibades Moabit errichtet und war deshalb sehr umstritten. Inzwischen scheint es sich aber zu einem Anziehungspunkt für den Sportpark zu entwickeln. Die Eintrittspreise sind zudem mit um die 30 Euro für eine Tageskarte durchaus erschwinglich.

In der Schwimmhalle des Stadtbades Tiergarten nebenan trainieren auch mehrere Sportvereine, dahinter geht es weiter im flachen Teil des Fritz-Schloß-Parks am Abenteuerspielfeld vorbei zur Minigolfanlage. Die wurde 2009 errichtet, seit 2011 steht hier auch ein Pavillon mit Café und Imbiss. Man befindet sich inzwischen am Eingangsbereich des Parks am Ende der Turmstraße und hat die Wahl: entweder bummelt man weiter durch die Grünanlagen – oder über die Turmstraße weiter, beispielsweise zur Arminius-Markthalle hinter dem Rathaus Tiergarten. cs



Vorwärts in den Unruhestand!

Heinz Nopper, Präventionsrat im Bezirk Mitte, feierte mit vielen Wegbegleitern seinen Abschied aus dem täglichen Verwaltungsbetrieb

Es war ein Spiel, das passgenau für den Gastgeber zugeschnitten war und das sich Freunde und Kollegen für Heinz Nopper ausgedacht hatten: Sechs Menschen stehen in einem Kreis, halten jeweils zwei Schnüre in der Hand und müssen gemeinsam einen fragilen Turm aus leicht schrägen und geraden Holzquadern aufbauen. Nicht einfach: Man muss gemeinsam navigieren, viel Fingerspitzengefühl entwickeln, kommunizieren und auf den anderen achten, im Team arbeiten, behutsam vorgehen, aber zielgerichtet. Und: einer muss ein bisschen steuern.

Nichts charakterisiert die Arbeit von Heinz Nopper besser als dieses Spiel.

Heinz Nopper, gebürtiger Offenburger, Diplom-Sozialarbeiter, kam vor dem Mauerfall nach Westberlin und begann im Bezirksamt Wedding in der Jugendarbeit. Nach der Vereinigung wechselte er ins Bezirksamt Mitte und war dort ebenfalls für die Jugendförderung zuständig, unter einer Chefin aus dem Osten. »Eine gute Konstellation – normalerweise lief das damals ja eher umgekehrt«, lacht er. Später war er dann als stellvertretender Amtsleiter »so eine Art Halbleiter«. Was er, der Praktiker, gelernt hatte, war: wenn man sich mit der Verwaltung auseinandersetzen muss, sollte man ihre Sprache besser beherrschen als die Verwaltung selbst.

2009 schließlich wurde im nun fusionierten Bezirksamt Mitte die Stelle eines Präventionsrates ausgeschrieben, angesiedelt direkt beim Bezirksbürgermeister. Heinz Nopper war seitdem zuständig für Prävention und Stadtteilarbeit. Nun feierte er im Oktober im Jugendkulturzentrums »Werk 9« seinen Eintritt in den »Unruhestand«, wie er es nennt – mit einer wunderbaren Feier und vielen Gästen. Offiziell heißt sein Status nun »Altersteilzeit«. Und die gibt ihm die Möglichkeit für viele Wunschaktivitäten: endlich richtig Italienisch lernen zum Beispiel, Sport zu machen, mehr Zeit für die Familie zu haben – und weiter beraten, moderieren, vermitteln.

Denn das ist sein großes Talent: Ohne Noppers sensible und zugleich bestimmte Moderation mit klaren Spielregeln, ohne sein psychologisches Feingefühl und die Fähigkeit, zwischen unterschiedlichen Interessengruppen zu vermitteln und tragfähige Netzwerke aufzubauen, hätte es beispielsweise den »Runden Tisch Leopoldplatz« im Wedding wohl nicht gegeben – ein beispielhaftes Modellprojekt zur Befriedung eines Platzes, an dem viele unterschiedliche Nutzer immer wieder Konflikten ausgesetzt waren: Da waren die Szenegrüppchen mit Drogen und Alkohol, von denen sich Anwohner und Passanten am U-Bahn-Eingang und auf dem Platz belästigt fühlten, ebenso wie die Nazareth-Kirchengemeinde.

Aus diesen Konflikten entstand ein besonderes Modell mit Pioniercharakter: Der »Runde Tisch Leo«, den Heinz Nopper seit 2009 moderierte. Den Auftakt dazu gab eine von ihm organisierte Bürgerversammlung – 250 Menschen kamen damals. Er ließ dann eine Liste herumgehen, wer bereit wäre, sich aktiv zu engagieren. Das war die Geburtsstunde des »Runden Tisches Leo«, der sich seitdem monatlich traf, um über Lösungsmöglichkeiten für den Platz zu diskutieren: Bürger und Sozialarbeiter, Polizei und Ordnungsamt, Kinder- und Jugendbüro, Bezirksamtsmitarbeiter, Kirchengemeinde und viele andere.

»Die ersten zwei Jahre« erinnert sich Heinz Nopper, »gab es harte Grundsatzdebatten. Doch letztlich fand der Runde Tisch gemeinsam den Konsens, dass der Leo ein Platz für alle ist – niemand sollte verdrängt oder ausgeschlossen werden.«



Ch. Eckelt

Das war der erste Schritt. Daraus entwickelte sich allmählich ein enges Netzwerk. Hinzu kam, dass seit 2011 mit dem Förderprogramm »Aktive Stadtzentren« nun auch finanzielle Mittel für die Platzgestaltung zur Verfügung standen. Zusammen mit dem »Runden Tisch Leo« wurde eine Planung konzipiert, die alle Nutzer integriert. Gemeinsam mit den Szenegrüppchen (die von Sozialarbeitern des »Team Leo« betreut werden) wurde auf dem Platz ein eigener Aufenthaltsort nach ihren Bedürfnissen entwickelt. Regeln wurden miteinander vereinbart, auf deren Einhaltung auch das Ordnungsamt und die Polizei achten. Gleich daneben entstand ein Kinderspielplatz. Zudem wurde der Platz vor der Kirche neu gestaltet, mit vielen Sitzgelegenheiten und einem Wasserspiel – er ist nun wieder ein echter Aufenthaltsort für viele Nutzer.

Dieses friedliche Nebeneinander klingt utopisch, funktioniert in der Praxis auf dem Leo aber inzwischen gut – gerade weil am Runden Tisch so viele gemeinsam ein tragfähiges Konzept entwickelten. Auch international wird es als vorbildlich gelobt: Stadtentwicklungssenator Michael Müller stellte das Projekt bei einer großen Tagung im südafrikanischen Johannesburg als Beispiels für integrative Stadtentwicklung vor.

Und so war es ein schönes »Unruhestandsgeschenk« für Heinz Nopper, dass das »Projekt Leopoldplatz« mit dem 2. Platz beim Präventionspreis der »Landeskommission Berlin gegen Gewalt« im Rahmen des Präventionstages 2014 ausgezeichnet wurde.

Der »Leo« war vielleicht Noppers Meisterstück, aber beileibe nicht das einzige Projekt: er moderierte u.a. auch für die »Initiative Alexanderplatz« und den »Runden Tisch Köpenicker«, beriet den »Runden Tisch Sozialarbeit« für den Moabiter Kleinen Tiergarten, organisierte die »AG Roma«, unterstützte das Stadtteilaktiv Spittelkolonnen, die Initiative Buttmannstraße und viele andere.

Welche Kreise Noppers Arbeit im Lauf der Jahre gezogen hat, zeigte nicht zuletzt der große Kreis der Gäste seiner Unruhestandsparty: manche hatten selbst den weiten Weg aus Süddeutschland oder Zittau nicht gescheut.

Einer von ihnen sagte irgendwann andächtig: »Heinz Nopper hinterlässt verdammt große Schuhe.« In der Tat wird es wohl nicht einfach sein, einen Nachfolger mit ähnlichen Talenten und Erfahrungen zu finden. Die Stelle wurde kürzlich neu ausgeschrieben und wird voraussichtlich erst Anfang 2015 neu besetzt – Nopper konnte also noch nicht mal den künftigen Präventionsrat einarbeiten.

Man muss sich aber keine Sorgen machen, dass dieser (sicher auch durch 15 Jahre Jugendarbeit) jung gebliebene, agile und humorvolle Mann jemals unter Langeweile leiden wird. Seine neue Visitenkarte mit dem Schriftzug »Wenn's mal nicht so richtig läuft ... Coaching, Projektberatung, Projektentwicklung« spricht Bände. us

Sonderseiten: 25 Jahre Mauerfall



Ch. Eckelt

Viele der heute über 40-jährigen Berliner werden sich vermutlich erinnern, wie sie den 9. November 1989 erlebten. An jenem Abend sorgten ein Zettel und die unvorbereitete Stammelei des DDR-Politbüromitglieds Günther Schabowski auf einer Pressekonferenz für einen Ansturm der Ostberliner auf jene Mauer, die 28 Jahre lang die Stadt in Ost und West zerrissen hatte.

Sie war die Folge eines verheerenden Weltkrieges, den Deutschland begonnen hatte, und des nachfolgenden Kalten Krieges zweier Systeme – das Symbol der europäischen Teilung schlechthin. Vom 9. November 1989 bleiben vor allem die Bilder jubelnder Berliner, die die Öffnung der Schlagbäume erzwangen und auf der einst so unüberwindbaren Mauer tanzten.

Vergessen wird dabei oft, dass der 9. November in der deutschen Geschichte mehrfach eine historische Zäsur bedeutete. 1918 ende-

te an diesem Tag die Monarchie in Deutschland mit der Novemberrevolution, als Karl Liebknecht im Lustgarten die erste deutsche Republik ausrief. Am 8./9. November 1923 begann in Bayern der nationalistische Hitler-Ludendorff-Putsch gegen die junge Räterepublik. 15 Jahre später, am 9. November 1938 begannen die Nazis ihre Pogrome gegen jüdische Bürger: Viele wurden misshandelt, ermordet; ihre Geschäfte verwüstet und geplündert, die Synagogen angezündet. Es war der Auftakt eines Genozids.

Der 9.11.1989 aber markierte den Höhepunkt jener friedlichen Revolution in der DDR, die Geschichte schrieb. Zwischen August und November hatten die Ostdeutschen atemlos erlebt, wie sich die Ereignisse überschlugen, wie Hunderttausende Bürger – trotz brutaler Übergriffe der Staatsmacht – beharrlich für Demokratie, freie Wahlen, Meinungsfreiheit auf den Straßen demon-

strierten und schließlich eine gerontokratische Kader-Diktatur und die Mauer zu Fall brachten.

Viele kommen seither nach Berlin, weil es die Stadt ist, die die einstige europäische Teilung am stärksten symbolisiert, und suchen nach historischen Spuren. Doch man muss inzwischen genau hinschauen, um sie zu finden. Etliche finden sich noch in der Luisenstadt. Hier zerschnitt der »Grenzwall« ein historisch gewachsenes Gebiet in Kreuzberg (West) und Mitte (Ost). Am 13. August 1961, dem Tag des Mauerbaus, wurden binnen weniger Stunden Familien, Nachbarschaften, Schulklassen, Kollegen, Kirchengemeinden getrennt. Im leeren Engelbecken wuchs plötzlich ein Wachturm; die schmalen Straßen wurden von einer gemörtelten Mauer samt Stacheldraht, später von Vorder- und Hinterlandmauer und dem Todesstreifen durchschnitten. us

Was von der Mauer übrig blieb ...

Grenzspuren am Spreeufer in der Luisenstadt

Zwischen der »Hochtief«-Zentrale und dem Deutsche Architekturzentrum (DAZ) führt der bislang nur provisorisch angelegte Wilhelmine-Gemberg-Weg von der Köpenicker Straße Richtung Spreeufer. Hier ist die Stadt sichtlich im Umbruch: der Schotterweg, die Baustelle der alten Seifenfabrik, in der jetzt Eigentumswohnungen entstehen, die gerade erst bezogenen Wohnhäuser der Genossenschaft Spreefeld, in denen noch gewerkelt wird. Wir befinden uns in Mitte auf Ostberliner Seite, in der Nähe der ehemaligen Berliner Mauer. Die Sektorengrenze verlief in 350 Meter Entfernung entlang des Bethaniendammes und knickte direkt am Ufer der Spree ab. Der Fluss gehörte von da an in ganzer Breite zu Ost-Berlin, das Ufer jedoch zum Westteil.

Die mediale Aufmerksamkeit gilt jedoch meist der Westseite der Mauer. Für Ost-Berliner war sie nicht erreichbar: die Mauer war hier eine tief gestaffelte Grenzanlage, die immer effizienter ausgebaut und gesichert wurde. So befanden sich am Ufer der Spree auch abseits des Todesstreifens bereits Anlagen der Grenzsicherung. Ein Mitarbeiter des »Werks für Materialbeschaffung« auf dem gegenüber liegenden Gelände an der Spree (heute »Mörchenpark« bzw »Holzmarkt«) erinnert sich vor allem an die Patrouillenboote. Die Grenzsoldaten auf diesen Booten hätten sie immer wieder aufgefordert, ihre Mittagspause nicht in der Nähe des Spreeufers zu verbringen.

Fluchtversuche durch die Spree

Auf Luftaufnahmen der Westalliierten sind die Zäune am Ufer sowie die Lampentrasse, die das Gebiet nachts taghell ausleuchtete, sehr gut zu erkennen. Reste der Betonpfähle liegen auf der Luisenstädtischen Seite des Ufers noch herum, unter anderem am Weg zwischen dem Sandstrand und dem von den neuen Bewohnern des »Spreefeldes« angelegten Garten. Ein Pfad führt am Spreeufer auf eine kleine Anhöhe: es ist der im Jahr 1960 errichtete Bunker für Patrouillenboote. Heute gehört er der Genossenschaft Spreefeld e.G. Die rettete ihn durch Erwerb vor einem möglichen Abriss zugunsten des Uferweges an dieser Stelle und nutzt ihn als Bootshaus und Versammlungsraum. Hinter seinen dicken Betonwänden wurde vor wenigen Jahren noch ständig gefeiert – hier befand sich von 2005 bis 2011 die Strandbar »KiKi Blofeld«.

In den 1960er und 1970er Jahren versuchten dort noch etliche die Flucht. Kurz nach dem Mauerbau, am 14. Oktober 1961, erreichte Werner Probst schwimmend und leicht verletzt die Kreuzberger Kai-mauer. Doch er kam nicht hinauf und wurde gezielt erschossen, seine Leiche wurde von einem Patrouillenboot abtransportiert. Am 20. November 1961 dagegen schafften es drei unbekannte Personen südöstlich der Schillingbrücke unter dem Beschuss von Grenzsoldaten sowie der Besatzung eines Patrouillenbootes verletzt, aber lebend ans West-Berliner Ufer. Im Dezember 1970 versuchte der Ostberliner Hans-Joachim Zock, spreeaufwärts in Richtung West-Berlin zu



Ein längerer Streifen der originalen Hinterlandmauer steht neben der Eisfabrik. Nur ein Teil davon befindet sich schon auf öffentlichem Gelände, ein weiterer Teil auf einer Fläche, die für das Anlegen eines öffentlichen Uferweges angekauft werden soll. Noch nicht geklärt ist, wie die Mauerreste an dieser Stelle erhalten werden können.



Zum ehemaligen Bootsunker der Grenztruppen führt eine Treppe hinab. Um an dieser sehr engen Stelle einen Uferweg anzulegen, müsste die Treppe verlegt und seitlich nach oben geführt werden.



An dem erhaltenen Zaun entlang des Postenweges findet man noch Halterungen der Lampen und selbst Reste der Verteilerdosen. Allerdings ist fraglich, warum die Krone aus Stacheldraht in Richtung des Postenweges geneigt ist und nicht umgekehrt. So wäre er vom Gelände der Eisfabrik aus leicht zu überwinden gewesen, indem man einfach eine Jacke über den Stacheldraht wirft.

schwimmen. Seine Leiche wurde am 17. Dezember 1970 am Heizkraftwerk aufgefunden. Die Unterlagen, die seine Fluchtpläne dokumentierten, trug er in einer wasserdichten Plastiktüte bei sich. Manfred Weylandt ertrank am 14. Februar 1972 angeschossen beim Durchschwimmen der Spree. Seine Leiche wurde durch Taucher an der Unterseite eines Bootes befestigt und abtransportiert, um sie außerhalb der Sichtweite von West-Berlin zu bergen.

Beobachtungsposten ist noch erhalten

Hinter dem Bootsunker führt ein kleiner Pfad am Ufer der Spree entlang. Eine gemauerte Anlegestelle diente einstmalig offenbar dem Entladen von Brennmaterialien für die Eismaschine der Eisfabrik. Davon jedenfalls geht der Anwohner Peter Schwoch aus, der sich seit langen für das historische Erbe der Köpenicker Straße und der Eisfabrik engagiert. Die Stufen zur Eisfabrik sind jedenfalls betoniert, wie auch ein schmaler Uferweg, der den Grenzsoldaten der DDR wahrscheinlich als Postenweg diente. Er führt nach wenigen Metern zu einem Beobachtungsposten am Ufer der Spree. Parallel dazu verläuft ein für die 1960er Jahre typischer Gitterzaun der Hinterlandsicherung, der bis heute erhalten ist.

Mit solchen Zäunen und der Verbreiterung der Grenzanlagen reagierte die DDR auf die Mauerdurchbrüche, die unmittelbar nach dem 13. August 1961 überall in Berlin erfolgten. Es gab sie auch an der Kreuzung Köpenicker Straße und Bethaniendamm. So fuhr am 16. August 1961 morgens um 6.30 Uhr ein Unbekannter mit einem Fahrzeug durch die Sperranlagen. Ein zweiter Fluchtversuch mit einem LKW gelang einem Ehepaar, das am 12. September 1961 mit einem Fahrzeug der Ostberliner Straßenreinigung an gleicher Stelle durch das erste Mauerprovisorium aus Beton und Hohlblocksteinen in Richtung West-Berlin brach.

Hinterlandmauer im Original

An dem erhaltenen Zaunstück sind bis heute die Lampenhalterungen für die Lichttrassen, die Kabelkanäle, die Stromleitungen, selbst Reste der Verteilerdosen zu finden. Vieles davon ist in dem Buch »Mauerreste – Mauerspuren« von Axel Klausmeier und Leo Schmidt gut dokumentiert. Hier findet sich auch der wenige Meter entfernte, gemauerte Belüftungs- und Entwässerungsschacht der Eisfabrik. Während der Recherchen für das Buch im Jahr 2003 waren die als Sicherung gegen Fluchtversuche eingebauten Gitterstäbe noch gut erkennbar. Heute ist der Kanal mit einem Betondeckel komplett versiegelt.

Gleich dahinter verläuft noch heute ein originales Teilstück der Hinterlandmauer, bestehend aus Betonplatten zwischen Stahlträgern – mit Öffnungen am Ufer und am Gebäude der Eisfabrik. Jenseits davon begann der sogenannte Todesstreifen; vor Ort stehen noch zwei Lampen der Lichttrasse aus unterschiedlichen Zeiten.

Fast 150 Meter entfernt von diesem Punkt kann man von der Schillingbrücke aus noch den Verlauf der Grenze verfolgen. Denn schon ab den 1970er Jahren hatte sich auf dem schmalen Streifen Niemandsland entlang der Mauer-Betonsegmente ein Vegetationsstreifen gebildet, der seit dem Abriss der Mauer deren Verlauf markiert. Bei genauem Hinsehen sind hier noch immer authentische Zeugnisse der Sperranlagen zu finden. Im Boden stecken bis heute die betonierten Fundamentflächen, auf denen die Mauersegmente aufgestellt waren.

Eberhard Elfert /cs



Beobachtungsposten der DDR-Grenztruppen. Auch dieser Beobachtungsposten befindet sich außerhalb des Todesstreifens auf Höhe der Eisfabrik.



Erhalten sind auch noch Lampen der Lichttrassen auf dem Todesstreifen.



Reste von Streckgitter, mit dessen Hilfe offenbar der Bereich direkt am Ufer der Spree abgesichert wurde. Die Hinterlandmauer endete hier. Befand sich hier auch ein Durchgang für die Grenzer?

Grenzer im Kirchturm, Sicherheitsnadeln und die tote Ecke

Regina Costa und Volker Hobrack sind heute aktiv im Bürgerverein Luisenstadt. Beide lebten jahrelang nahe der Berliner Mauer.

Regina Costa hat den Mauerbau als Kind unmittelbar miterlebt. 1960 war sie mit ihrer Familie in die Neue Jakobstraße gezogen, in einen der ersten Nachkriegsbauten im Gebiet. Sie besuchte die Schule in der Sebastianstraße (heute City-Grundschule). »Kurz vor dem 13. August 1961 kamen manche Kinder plötzlich nicht mehr zur Schule, dann waren die Familien in den Westen gegangen. In unserer Familie wurde nicht viel über die Mauer diskutiert: meine Mutter war eine SED-Funktionärin und dafür; ich war dagegen.« Mehr möchte sie dazu nicht sagen, man kann sich vorstellen, dass es tiefe Konflikte gab. Ihre Eltern brachen den Kontakt zur »Westverwandtschaft« ab, weil die SED bei ihren Funktionären das verlangte. Regina Costa aber bekam in der Schule mit, wie andere Familien unter der plötzlichen Trennung litten.

»Die erste provisorische Mauer bestand aus Ziegelsteinreihen mit Stacheldraht und Spanischen Reitern. Anfangs konnten Westberliner Familienangehörige noch Päckchen in den Osten werfen – mit Kaffee und Lebensmitteln. Das ging dann nicht mehr, als der breite Todesstreifen angelegt und die Grenze immer weiter ausgebaut wurde. Doch zu Beginn durfte man sogar noch in den Grenzbereich.« Später mussten Anwohner ihren Ausweis vorzeigen; wer jemanden im Ostberliner Grenzgebiet besuchen wollte, musste einen Besucherschein beantragen.

»Nur die Fritz-Heckert-Straße (heute wieder Engeldamm) war später wieder ohne Kontrolle begehbar – vielleicht wegen des dortigen Krankenhauses, das wir Kinder die »Abdeckerei« nannten, weil dort die hoffnungslosen Fälle lagen.«

Die Mauer prägte auch Regina Costas Alltag. »Über das ursprünglich geplante Schulhofgelände verlief nun der Postenweg. Hinter der Schule saßen Grenzsoldaten im Wachturm. Sie konnten direkt in unser Physikkabinett sehen, und wir sahen sie.« Auch im Turm der Luisenstädtischen Kirche, die bei dem Bombenangriff am 3.2.1945 stark zerstört worden war, hielten sich zeitweise bewaffnete Grenzer auf. 1964 wurde die Ruine abgerissen.

Regina Costa erzählt, dass unmittelbar nach dem Mauerbau in Ostberlin wieder Lebensmittelmarken für Butter, Wurst und Fleisch eingeführt wurden, um Schwarzhandel zu verhindern.

1968, in jenem Jahr, als Regina Costa aus dem Viertel wegzog, kam Volker Hobrack von der TH Magdeburg als Ingenieur nach Ostberlin. Er wurde gebraucht, um die technische Logistik eines neuen Kaufhallenverbandes aufzubauen. Die großen Selbstbedienungskaufhallen ersetzten die alten Tante-Emma-Läden. Hobracks erster Arbeitsplatz befand sich ganz in Grenznähe: in der Rheinsberger Straße, nahe der Bernauer. »Wenn man den Ausweis vergessen hatte, konnte man gleich umkehren. Vom Arbeitszimmer im 4. Stock aus konnten wir über die Mauer sehen. Von der Straßenrandbebauung auf der Ostseite der Bernauer waren nur noch Reste übrig. Einmal war ein Bagger im Todesstreifen zugange – offenbar war ein Fluchttunnel entdeckt worden und wurde nun verplombt. Gerade in dicht bebauten Gebieten gab es etliche Fluchttunnel, weil die Wege dort am kürzesten waren. Es war wahnsinnig gefährlich, schon wegen des Luftmangels

oder auch Einsturzgefahr. Den Erdaushub beiseite zu schaffen, war schwierig. Nicht selten flogen Tunnelbauer auf, weil jemand von der »Fünften Kolonne« (so wurden Spitzel und Denunzianten auf Westberliner Seite genannt, d.Red.) in einem Westberliner Hof einen Erdhaufen entdeckt hatte und das in den Osten meldete.«

1985 zog Volker Hobrack in die Michaelkirchstraße, in einen Neublock nahe dem Grenzübergang Heinrich-Heine-Straße. Er, der nie in der SED war und sich auch den »Kampftruppen« verweigerte, wohnte nun im sensiblen Grenzbereich, um ihn herum vor allem staatsreue SED-Mitglieder, »Sicherheitsnadeln« (so nannte man Stasi-Angehörige) und Angehörige der »bewaffneten Organe«. »Man sah den Leuten das an – nicht nur, weil sie montags zu Parteiversammlungen gingen oder samstags zu Kampfgruppenübungen.« Die Grenzanlagen waren im Laufe der Zeit immer weiter ausgebaut und technisch perfektioniert worden, Ende der 1970er zählte man bereits die »dritte Generation«.

Öfter hörte er Schüsse aus dem Mauerstreifen, doch die galten nicht unbedingt Flüchtlingen. »Die Grenzer haben wohl öfter einfach auf Karnickel geschossen, weil es so stinklangweilig war, dort nachts Wache zu schieben, und oft nur »Keine besonderen Vorkommnisse« gemeldet werden konnten.«

Doch es gab natürlich auch die Fluchtversuche. Hobrack, der sich im Bürgerverein Luisenstadt und auch in der Gedenktafelkommission des Bezirks mit Stadtgeschichte beschäftigt, weiß viel darüber. Z.B. diese bemerkenswerte Geschichte: Am 13. September 1964 versucht der 21-jährige Michael Meyer zu fliehen und wird kurz vor Erreichen der Westseite von Grenzern angeschossen. Er ruft um Hilfe, doch auf Ostseite scheint man ihn verbluten lassen zu wollen. Auf der Westseite hört ein amerikanischer Sergeant die Rufe und rettet den Schwerverletzten, indem er ihn an einem Seil über die Mauer zieht. Genau an diesem Tag ist auch Martin Luther King in Westberlin – und lässt es sich nicht nehmen, sofort den Ort des Geschehens in der Stallschreiberstraße 42 aufzusuchen.

Im Grenzgebiet war die kleine DDR-Welt zu Ende, im Schatten der Mauer war es oft gespenstisch still. »Es war eine tote Ecke, da war nichts, keine Läden mehr ...«, erinnern sich Regina Costa und Volker Hobrack.

Dann wurde am 9. November die Grenze überraschend geöffnet. Auch Volker Hobrack passierte den Übergang. Völliges Neuland. »Am Moritzplatz wusste ich nicht mehr, wo ich war.« Frau Costa konnte sich noch aus den Vor-Mauerzeiten an Kreuzberg erinnern: »1960 sind wir in den Schulpausen öfter rüber. Ich hab mir dort Kaugummi gekauft.«



Ch. Eckelt

»Blauäugig waren wir nicht«

Thomas Motter, Jg. 1951,
wohnt seit seiner Geburt
im Gebiet und blieb immer
bei der St-Michael-Kirch-
gemeinde

1951, als Thomas Motter geboren wurde, zog die Familie von der Buckower Straße in die Fritz-Heckert-Straße (zuvor und auch heute Engeldamm). Sein Vater hatte nach dem Krieg mit dem Bruder zusammen den Familienhandwerksbetrieb übernommen, ein kleines Maurer-Unternehmen. Thomas Motter wuchs in einer katholischen Familie mit fünf Geschwistern auf, sie gehörten der St. Michael-Kirchgemeinde an, in der auch er bis heute aktiv ist – erst im Kirchenvorstand, jetzt als erster Vorsitzender des Fördervereins. Bis 2012 wohnte er am Engeldamm.

Thomas Motter ist ein ruhiger und unaufgeregter Mensch, dem Dramatisieren fremd ist. Für ihn als Kind war wohl damals der Schulwechsel das nachdrücklichste Ereignis: Bis August 1961 ging er auf eine katholische Schule in Neukölln, nach dem Mauerbau musste er zwangsläufig in eine Ostberliner Schule wechseln, in die Sebastianstraße. Weil in Westberliner Schulen zu Ostern eingeschult wurde, im Ostteil das neue Schuljahr aber erst im Herbst begann, hatte er ein halbes Jahr Wissensvorsprung und eine ruhige Einstiegszeit, in der er sich auf den neuen Russischunterricht konzentrieren konnte. Als Kind vermisste er nach dem Mauerbau vor allem den Spielplatz an der Thomaskirche – einen der seltenen der Nachkriegszeit, den sie nun nicht mehr besuchen konnten. Dort gab es ein Klettergerüst und Schaukeln, die abends abgeschlossen wurden. »Vor dem Mauerbau waren wir Kinder in Ferienzeiten oft ganz früh am Spielplatz und warteten darauf, dass die Schaukeln wieder aufgeschlossen wurden.« Schaukeln waren noch etwas Besonderes, ansonsten spielten die Kinder ja meist in den Ruinen.

Die Familie konnte direkt aus dem Fenster in der 1. Etage zusehen, wie die Mauer gebaut wurde, doch dem zehnjährigen Thomas war die Tragweite des Geschehens nicht ganz klar – den Erwachsenen oft übrigens auch nicht. Er erinnert sich, dass damals im August die Erwachsenen oft sagten, der Zustand könne sicher nicht lange dauern, »bis Weihnachten gibt es einen Friedensvertrag«. Es dauerte dann doch 28 Jahre. Auch Motters Großeltern lebten im Westen, in der Adalbertstraße.

Sein Vater, so erzählt Thomas Motter, achtete insbesondere auf die sechs Kinder und schützte sie vor staatlicher Zwangsbeglückung. Die sechs Geschwister mussten nicht zu den Pionieren und zur FDJ, und Motter sr. setzte auch durch, dass sie an katholischen Feiertagen frei hatten. Auch seinen Baubetrieb durfte er behalten, für eine Zwangs-



Ch. Eckelt

verstaatlichung war der einfach zu klein. Nur die großen 8 und 12 Meter langen Leitern musste er im Hof immer anketten, es hätte ja jemand damit einen Fluchtversuch unternehmen können. Thomas Motter greift sich heute noch an den Kopf: »Die waren doch dermaßen schwer und sperrig, die hätte keiner da heimlich rausgekriegt ...«

Thomas Motter lernte nach der Schule Elektriker, arbeitete eine Weile als Heizer im St. Hedwig-Krankenhaus. Für ihn ging der unaufgeregte Alltag weiter, »es war einfach Normalität«. Ärger gab es ab und an mal wegen harmloser »Faxen«, etwa, wenn er mit einem Kumpel und Kofferradio um die Häuser zog und sie Westmusik hörten. Alles andere erfuhr er erst später, nach der Wende, aus seiner Stasi-Akte – beispielsweise, dass ihm eine zeitlang jeden Morgen um vier Uhr ein Auto zu seinem Heizerjob folgte. »So ein sinnloser Blödsinn.« Mit seiner Frau und den drei Kindern lebte er weiter am Engeldamm, direkt an der Grenze, dort war es ruhig, »es nervte nur, wenn nachts die Grenzer unter der Laterne laut quatschten. Wegziehen wollten wir nicht.«

Die Kirchgemeinde hatte die Teilung schwer getroffen: immerhin 85% ihrer Mitglieder lebten auf Kreuzberger Seite. »Der Kontakt brach relativ schnell zusammen, abgesehen natürlich von den familiären Verbindungen.« Erst Anfang der 80er gab es wieder Verbindungen zwischen der Ost- und der Westkirchgemeinde, seit 1988 auch ökumenische Treffen im Osten, etwa zwei- bis dreimal im Jahr. Über diese Verbindung erfuhren sie auch viel von den Vorgängen im Westen, von Hausbesetzungen und 1. Mai-Randalen, von Obdachlosigkeit und Notübernachtungen.

Am 9.11.1989 sahen er und seine Frau abends in den Nachrichten Schabowski auf der Pressekonferenz, konnten sich keinen Reim auf sein Gestammel machen und gingen zu Bett. Am nächsten Morgen war der ganze Michaelkirchplatz vollkommen zugeparkt, am Grenzübergang wartete eine lange Schlange, stundenlang, um den Westen besuchen zu können. Auch Motter und seine Frau besuchten an diesem Tag Kreuzberg, aber »wir waren nicht so blauäugig, an den »Goldenen Westen« zu glauben. Wir hatten ja schon durch die Gemeinde viel über das wirkliche Leben dort erfahren.«

Thomas Motter wohnt immer noch im alten Kiez, seit 2012 am Michaelkirchplatz. 1990 übernahm er, nun selbst Maurermeister, die Firma seines Vaters.

Foto rechts: Das Engelbecken vor dem 2. Weltkrieg.

Kloake und Todesstreifen

Der Luisenstädtische Kanal – von den Maschinenstürmern bis zum Mauerfall



Hist. Abbildung Archiv Hennig

1986 lernte ich den Beruf des Schriftsetzers in der »Berufsschule Rudi Arndt« in der Michaelkirchstraße. An der Kirche war Schluss, dann kam die Mauer und dahinter lag das unerreichbare Westberlin – das Engelbecken war weiter entfernt als Peking, Havanna oder Pjöngjang. Damals hatte ich keine Ahnung davon, dass es die Michaelkirchstraße gar nicht gegeben hätte, wenn sich ein bestimmter Stadtplaner im 19. Jahrhundert gegen einen anderen durchgesetzt hätte.

Der Luisenstädtische Kanal war der erste Versuch, einen Wasserweg in Berlin auch als städtebauliches Gestaltungsmittel zu nutzen. Dieser Versuch scheiterte. Die Idee dafür hatte ein Mann namens Schmid. So vergessen, wie sein Wirken und Name, so unbekannt ist die nach ihm benannte Straße, die von der Michaelkirchstraße zur Heinrich-Heine-Straße führt. Wer hier nicht wohnt oder arbeitet, weiß nicht, dass sie existiert.

Dabei sollte man Johann Carl Ludwig Schmid durchaus kennen. Er war aus Cottbus nach Berlin gekommen, mit Schinkel befreundet und hatte mit ihm das Alte Museum am Lustgarten entworfen. Schmid erstellte den Bebauungsplan, der den berühmten Berliner Hobrecht-Plan erst möglich machte. Für die Luisenstadt hatte er einen Nord-Süd-Kanal vorgesehen, der zum Transport von Baumaterialien dienen sollte und zur Entwässerung des Berliner Sumpfes. Sein Kanal hätte vom Urbanhafen in gerader Linie bis zur Spree geführt, er wäre dort verlaufen, wo sich heute die Michaelkirchstraße befindet. Doch 1840 wurde die Stadtplanung seinem Konkurrenten Lenné übertragen, und der hat's verhunzt. Es war gut gemeint, als Lenné den Kanal, statt ihn geradlinig zu bauen, wie es Schmid geplant hatte, vom Engelbecken in einem Bogen nordöstlich zur Spree abknicken ließ. Mit Lenné sollte der Kanal nicht nur ein Transportweg werden, sondern ein Schmuckzug und sogar die gestalterische Mitte der Luisenstadt.

Gut gemeint war auch in diesem Fall das Gegenteil von gut gemacht, denn wegen des Bogens hatte der Kanal, der 1852 eröffnet wurde, nicht genug Strömung und wurde zu einer stinkenden Kloake. Anstatt die Stadt zum Erholungsgebiet zu machen, verschlechterte er die Wohnqualität.

Aber der Reihe nach: Erst einmal löste der Bau einen Aufstand aus. Die Aushebung des Kanals war die erste Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, die 1848 die revolutionären Berliner befrieden sollte. Für die

ungefähr 5000 Arbeiter fühlte es sich eher wie Zuckerbrot an, nicht wie Peitsche. Denn im Oktober demonstrierten die Arbeiter nicht etwa gegen die schwere Arbeit, sondern im Gegenteil gegen den Einsatz einer Dampfmaschine – denn sie gab auch einen neuen Arbeitstakt vor. Die Bürgerwehr tötete 13 Arbeiter, die übrigen mussten danach unmenschliche Zwangsarbeit verrichten und ihnen wurde das »Zusammentreten in Masse« verboten.

Es ist einigermaßen typisch für Berlin, dass ein so misslungenes Bauwerk trotzdem fast 80 Jahre lang die Stadt verschandeln kann, ehe es beseitigt wird. Erst 1926 wurde damit begonnen, den Kanal zuzuschütten – wieder als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Wir können heute nur hoffen, dass niemand mehr von jenen lebte, die den sinnlosen Graben seinerzeit hatten ausheben müssen.

Praktischerweise konnte man gleich den Aushub der im Bau befindlichen U8 zum Verfüllen nehmen, die gerade die heutige Heinrich-Heine-Straße und den Moritzplatz erreichte.

Lenné kam nun postum wieder zu Ehren, als die Gartenanlage in seinem Sinne gestaltet wurde. Wie aber ein Park knapp unterhalb des früheren Wasserspiegels aussehen sollte, der zwar über zwei Kilometer lang, aber nur 22 Meter breit ist, war unklar.

Die Ufermauern versah der Gartenarchitekt Erwin Barth mit Brüstungen und teilte den Kanal-Park in zehn Abschnitte mit Sitzcken, Veranden, kleinen Bächen, Brunnen und Spielplätzen. Wasser blieb das bestimmende Element und das Engelbecken ein Teich, sogar mit illuminierten Fontänen; rundherum entstanden Laubengänge.

Nach 1945 war man froh um jeden Graben, in dem man Trümmer-schutt entsorgen konnte, und verfüllte den Kanal bis auf Straßenniveau. Genau der Bogen des Kanals, der ihn scheitern ließ, weil es zu sehr stank, war 1961 bis zum Mauerfall Todesstreifen der Berliner Mauer, der Grenze zwischen Ost- und Westberlin – und damit zwischen den einzigen beiden Supermächten Russland und USA.

Dass er danach – wiederum als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme – für den Park ausgehoben wurde, ist die vorerst letzte Ironie.

Falko Hennig

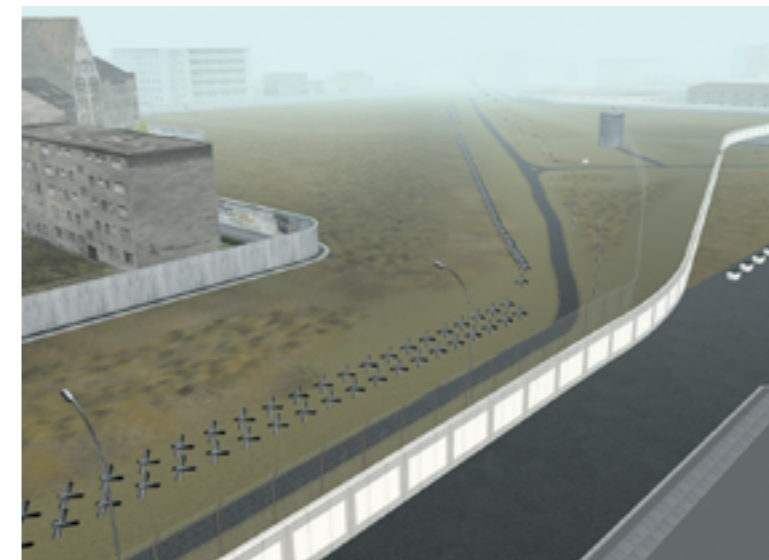
Der Autor lädt am 30. November 2014 zum Stadtspaziergang »Buddha vorm Taj Mahal« (2h, € 10,-) durch die Luisenstadt und den schmalsten Park Berlins ein, Treffpunkt: 15 Uhr, U-Bahnhof Heinrich-Heine-Straße Ecke Köpenicker, Anmeldung 0176-20 21 53 39.

Virtuelle Mauer – ein Kunstprojekt

Wie kann man die Erinnerung an die alltägliche Mauer weitergeben?

Vom Mauerfall trennt uns inzwischen schon eine ganze Generation. Wer heute 30 ist, war 1989 noch im Kindergartenalter und wird sich kaum detailliert an die bedrückende Situation in der Zeit vor dem 9. November 1989 erinnern. Zwar sind hie und da noch Spuren im Stadtbild verblieben, aber selbst an der Mauergedenkstätte in der Bernauer Straße gelingt es nicht, sich einen authentischen Eindruck von der Mauer zu verschaffen: Es ist dort einfach zu voll, der ständige Trubel der Reisegruppen und Schulklassen steht in zu krassem Widerspruch zu der gespenstischen Ruhe, die dieses Bauwerk einst ausstrahlte.

Um die Erinnerung zu bewahren, benötigen wir Medien, vor allem Fotos und Filme aus dieser Zeit. Und Geschichten, die uns erzählen, wie es damals war. In unserer immer stärker visualisierten Kommunikationswelt werden zudem Bilder immer wichtiger. Der Berliner Comiczeichner Mawil hat im Sommer ein eindrückliches Werk zum Thema vorgelegt: den 300-seitigen Comicroman »Kinderland« über die letzten Tage der DDR aus Sicht eines Jugendlichen. Im Genre der »graphic novel« bewegt sich auch das Projekt »Virtuelle Mauer / ReConstructing the Wall« des »Künstlerinnen-Teams T+T«. Schon im Jahr 2006 begannen die Kreuzbergerin Teresa Reuter und die US-Amerikanerin Tamiko Thiel, mit Unterstützung des



Hauptstadt-Kulturfonds einen Abschnitt der Mauer virtuell zu rekonstruieren. Im »Museum für Kommunikation« in der Leipziger Straße stellten sie erstmals im August 2008 die Ergebnisse vor: Vor einer großen Projektionsfläche kann man mittels Joystick an der Mauer in der Luisenstadt der 1980er Jahre entlangwandern. An einem geheimnisvollen Übergang am Engelbecken wird man dabei vorübergehend in die Gegenwart geschleudert, um von West nach Ost und umgekehrt wechseln zu können. Trifft man auf Menschen, Türen oder Bauwerke wie etwa den Übergang an der Heinrich-Heine-Straße, eröffnen sich kleine Sequenzen. Manchmal findet man auch Treppenhäuser, die man emporsteigen kann, um einen Blick von oben zu gewinnen. Kommt man im Ostteil einem Grenzer zu nahe, so wird man zugeführt und landet vorübergehend in einem kahlen Raum.

Großen Aufwand haben die Künstlerinnen für die Recherche betrieben: die nachgezeichneten Gebäude bilden tatsächlich den Zustand der 80er Jahre ab – selbst die Graffiti an der Mauer sind zumeist originalgetreu wiedergegeben. Die Straßen entlang der Mauer sind aber meistens menschenleer – was in der Realität ja tatsächlich so war. Spektakulär war die Mauer ja höchstens am Brandenburger Tor oder am Checkpoint Charlie – im hintersten Kreuzberg SO 36 und dem Heinrich-Heine-Viertel im Ostteil eher nicht. Hier war sie einfach nur absurde Realität und brutaler Alltag. Zu den Gebieten, die für das Projekt »Virtuelle Mauer« ursprünglich erwogen wurden gehörte auch die Gegend um die Bernauer Straße. »In der Luisenstadt war die Bebauung aber viel abwechslungsreicher, hier gab es auf der Westseite auch extrem enge Abstände zu den Wohnhäusern wie etwa an der Sebastianstraße oder am Leuschnerdamm.

Es gab auch den Grenzübergang und im Osten das Krankenhaus Mitte in der Fritz-Heckert-Straße (heute heißt sie wieder Engeldamm), von dem aus man in den 1980er Jahren das Blöken der Schafe auf dem Kinderbauernhof auf der anderen Seite hören konnte. Deshalb haben wir uns für die Luisenstadt entschieden«, erzählt Teresa Reuter. Die Visualisierung endet an der Adalbertstraße, recherchiert haben die Künstlerinnen aber ihren Verlauf bis zur Spree und zur Schillingbrücke: »Doch da fehlte uns am Ende schlichtweg das Geld für die Umsetzung.«

Nach der Ausstellung im Museum für Kommunikation ging die Virtuelle Mauer auf internationale Wanderschaft nach Spanien, in die USA und nach Indien. Beim Boston Cyberarts Festival 2009 wurde die Arbeit mit dem Großen Preis des »IBM Innovation Award« ausgezeichnet. In Berlin wurde sie nur noch punktuell vorgestellt, zuletzt im August in der Wohnungsbaugenossenschaft »Berolina« im Heinrich-Heine-Viertel. Bei Zeitzeugencafés, dialogischen Stadtspaziergängen und Workshops mit Kindern kamen an 13 Tagen über 300 Besucher.

Einen festen Standort zur Präsentation haben die Künstlerinnen aber bisher noch nicht gefunden. Hätten sich die Künstlerinnen damals für die Bernauer Straße entschieden, würde die dortige Gedenkstätte sie heute wohl zeigen. »Ins Internet wollen wir die Virtuelle Mauer nicht stellen, auf einem kleinen Bildschirm und auf eine Einzelperson am Rechner wirkt das Konzept nicht,« erläutert Teresa Reuter, »zudem gäbe es auch Probleme mit den Rechten für bestimmte Programmbestandteile.«

Wirkung entfaltet die Virtuelle Mauer tatsächlich vor allem, wenn man sie gemeinsam erkundet – und darüber ins Gespräch kommt. Das haben die Künstlerinnen immer wieder beobachtet: »Der Klassiker waren Opa, Mutter und Enkelin im Museum für Kommunikation: Die Enkelin bedient den Joystick und stellt ab und an Fragen, der Opa kommt gar nicht mehr aus dem Erzählen heraus und die Mutter wirft manchmal etwas ein.«

Warum kann das Projekt in der Luisenstadt nicht einen ständigen Ort finden? Das Interesse der Berliner und der vielen Berlin-Besucher wäre zweifellos da. cs

Kontakt: Teresa Reuter, Sabe Wunsch, Telefon 612 887-89/-81, transfernet@gmx.de, www.virtuelle-mauer-berlin.de

Bild links: Screenshot, Blick vom Krankenhaus Mitte auf das Engelbecken.

Erst fiel die Mauer, dann verschwanden die Jobs

Berlin wurde zur Hauptstadt der Arbeitslosen



Nach dem Fall der Mauer vor 25 Jahren war die Euphorie in der Stadt sehr groß. Nachdem im Juni 1991 der Bundestag beschloss, dass Berlin nicht nur Hauptstadt, sondern künftig auch Regierungssitz von Deutschland sei, sahen viele einen Wirtschaftsboom auf Berlin zukommen. Doch der Umzug der Bundesregierung von Bonn nach Berlin brachte nicht den erhofften Effekt: außer der Deutschen Bahn AG wollte sich kein bedeutender Konzern in der Stadt niederlassen. Es entstanden auch keine neuen Industriebetriebe, im Gegenteil: Die 1990er Jahre waren geprägt von Deindustrialisierung und einer rapide steigenden Arbeitslosigkeit. Besonders betroffen waren die Berliner türkischer Herkunft.

Zunächst jedoch traf der Hammer der Arbeitslosigkeit die Ostberliner. In der DDR herrschte Arbeitszwang: Wer keinen Arbeitsplatz vorweisen konnte, der riskierte wegen »Gefährdung der öffentlichen Ordnung durch asoziales Verhalten« strafrechtliche Konsequenzen. Es gab keine Arbeitslosigkeit. Da große Teile der Wirtschaft jedoch im neuen System nicht konkurrenzfähig waren, brachen die Arbeitsplätze massenhaft weg. 1991 lag die Arbeitslosenquote in Ostberlin schon bei 12,2% (Westberlin: 9,4%), steigerte sich 1992 weiter auf 14,3% und blieb in den Folgejahren in etwa auf diesem Level. Aber auch die Westberliner Wirtschaft war Ende der 1980er Jahre nicht überall konkurrenzfähig. Insgesamt 9,4 Milliarden DM flossen z.B. noch im Jahr 1988 als »Berlin-Förderung« in die Wirtschaft des Westteils. Nur ein kleiner Teil davon landete als steuerfreie »Berlinzulage« in den Taschen der Arbeitnehmer, deren Einkommen damit um 8% aufgestockt wurde. Den größeren Brocken bekamen jene westdeutschen Unternehmen, die für ihre Investitionen in Westberlin steuerlich bezuschusst wurden und großzügig gefördert wurden. Besonders attraktiv waren die Bedingungen für die kapitalintensive Produktion von Massengütern. Die Westberliner Industrie galt deshalb als »verlängerte Werkbank« Westdeutschlands. Sie produzierte zum Beispiel mehr als die Hälfte der Zigaretten der Bundesrepublik – geforscht und entwickelt wurde dagegen anderswo.

Nachdem diese Subventionen bis 1994 schrittweise abgebaut wurden, brach auch in Westberlin die Industrie in weiten Teilen zusammen. Die Arbeitslosenquote des Westteils überholte die des Ostteils. Von den 264.000 Arbeitsplätzen im verarbeitenden Gewerbe Berlins aus dem Jahr 1991 waren 1999 nur noch 116.000 vorhanden – weniger als die Hälfte. In beiden Teilen der Stadt verschwanden in diesem

Zeitraum jeweils rund 74.000 Arbeitsplätze in der Industrie, wobei sie im Osten fast völlig ausradiert wurde – hier blieben am Ende des Jahrzehnts nur etwa 19.000 übrig. Kaum noch Chancen auf einen neuen Arbeitsplatz hatten in dieser Situation aber vor allem die türkischen Arbeitnehmer in Westberlin. In den 1960er und 1970er Jahren als »Gastarbeiter« gezielt für die verlängerten Werkbänke angeheuert, kamen sie zumeist aus den ländlichen Gebieten der wirtschaftlich unterentwickelten Türkei und hatten oft keine oder nur eine sehr kurze Schulbildung. Am Ende des Jahrzehnts waren mehr als ein Drittel der Sozialhilfeempfänger im Westen Berlins Ausländer – etwa doppelt so viel, wie es ihrem Bevölkerungsanteil entsprachen hätte. »Besonders hoch war die Bedürftigkeit in den Bezirken Neukölln, Kreuzberg, Tiergarten und Wedding«, so heißt es in diesem Zusammenhang in der Statistischen Monatsschrift »Zehn Jahre Berliner Einheit – Daten und Analysen zum Berliner Vereinigungsprozess«.

In den Quartieren mit hohem Ausländeranteil ballten sich folglich die sozialen Probleme. Zwar wurden Ende der 1990er Jahre auch Quartiersmanagementgebiete im Ostteil der Stadt eingerichtet. Aber diese wurden meist zügig wieder entlassen. Heute gibt es insgesamt 34 QM-Gebiete in Berlin, davon liegen acht in Mitte, sechs in Kreuzberg, elf in Neukölln – und nur drei im Ostteil der Stadt, in Marzahn-Hellersdorf.

»Neukölln ist überall« heißt ein bekanntes Buch eines Berliner Bezirksbürgermeisters. Betrachtet man die jüngere Geschichte der Stadt, so muss man Heinz Buschkowsky widersprechen: Neukölln liegt, genauso wie Kreuzberg, Wedding oder Moabit vor allem in Westberlin. Den Zusammenbruch des Arbeitsmarktes für Geringqualifizierte in den 1990er Jahren, der den sozialen Zusammenhalt in vielen Quartieren der Westberliner Innenstadt erschütterte, haben andere Städte Westdeutschlands so nicht mitgemacht. Die Probleme, die sich für Berlin bis heute daraus ergeben, stellten sich dort in dieser Schärfe nicht.

Berlin holt jedoch wieder auf. Im September 2014 fiel die offizielle Zahl der Arbeitslosen erstmals seit September 1993 wieder unter 200.000, die Arbeitslosenquote liegt bei 10,8 Prozent. Vor allem im Dienstleistungsbereich entstanden in den letzten Jahren viele Jobs auch für Geringqualifizierte: in den Hotels und Gastronomiebetrieben etwa, bei Lieferfirmen und im Bereich »Security«. Völlig erholt hat sich die Stadt von ihrer Teilung aber noch nicht. cs

Grenzübergänge in Mitte – damals und heute

An der Invalidenstraße war Schluss. Ebenso an der Sebastianstraße, am Checkpoint Charlie, am Brandenburger Tor, an der Bornholmer Straße, an der Eberswalder, an der Bernauer, an der Berg-, der Strelitzer, der Chausseestraße und noch vielen anderen. Hier endete die Ostberliner Welt vor einer weißen, drei Meter hohen Betonwand und vor Grenzern, die Ausweise kontrollierten, mit denen sich die Anwohner zu legitimieren hatten.

Bernauer Straße, Weinmeisterstraße, Rosenthaler Platz, Jannowitzbrücke: Geisterbahnhöfe nannte man jene U-Bahnstationen, die seit 1961 für Ostberliner gesperrt waren. Die U-Bahn fuhr unter dem Osten durch, von Westen nach Westen: Wedding, Kreuzberg, Neukölln.

Ältere erinnern sich an jene Topographie der geteilten Stadt, die während jener 28 Jahre teils zur Normalität wurde: Dies- und jenseits der Mauer fand weiter Alltag statt.

Nach dem Mauerfall, als Berlin die historischen Zeugnisse seiner Geschichte nicht schnell genug entsorgen konnte, hat es ein bisschen gedauert, bis die Stadt (allen voran die Tourismusindustrie) endlich begriff, dass Berlin gerade wegen seiner Geschichte und auch wegen der neu entstandenen Freiräume auch international interessant war. Wie viele Millionen Touristen mögen in den letzten Jahren durch Berlin gestolpert sein, den Stadtplan in der Hand, mit der verzweifelten Frage: »Excuse me, please – where is the wall?« – Inzwischen kann man die Suchenden immerhin an die Gedenklanschaft auf dem Mauerstreifen an der Bernauer Straße schicken.

Erstaunlich ist, wie unterschiedlich Erinnerungsorte aussehen können. Die heftigste Perversion erlebt man wohl am »Checkpoint Charlie« mit der unsäglichen Touristenfolklore. Alles großer Gaudi, begeisterte Touristen machen Selfies mit Geschäftstüchtigen, die sich als Grenzer verkleidet haben. Nur ein stilles Kunstwerk erinnert daran, dass sich hier im Oktober 1961 dramatische Stunden abspielten: Für kurze Zeit standen Ost und West vor dem Abgrund eines dritten Weltkriegs, als sich gefechtsbereite Panzer der Amerikaner und der Sowjetunion gegeneinander aufbauten.

Grenzübergang Bornholmer, der erste, der geöffnet wurde: Wie selbstverständlich rollt heute die Straßenbahn über die Bornholmer Straße und die Bösebrücke in den Wedding; an die Mauer erinnern nur noch kleine Gedenksteine. Grenzübergang Invalidenstraße: Autos fahren am Wirtschaftsministerium in Ost-West-Richtung vorbei, als hätte es dort nie ein größeres Hindernis gegeben als die seit Jahren andauernde Straßenbahnbaustelle. Auch im Gebiet Heinrich-Heine-Straße zwischen Mitte und Kreuzberg muss man genau suchen, um Zeugnisse der Mauer zu finden.

Das vielleicht eindrucksvollste Zeichen ist aber der Mauerpark zwischen Wedding, Mitte und Prenzlauer Berg. Wer hätte vor 25 Jahren geglaubt, dass auf dem einstigen Todesstreifen irgendwann Tausende Menschen spazieren gehen, Musik machen, picknicken, spielen, Drachen steigen lassen ... us



Bornholmer Straße, 2014



Heinrich-Heine-Straße, 2014



Invalidenstraße, 2014

Veranstaltungen zum 25. Jahrestag des Mauerfalls

Eine Auswahl

»Erinnerungsräume und Clubkultur«

Ausstellungseröffnung und Filmprogramm

Mit der Öffnung der Mauer 1989 standen in Berlin plötzlich Freiflächen im einstigen Grenzgebiet und später in vielen Teilen von Ost-Berlin für kreative Zwischennutzungen zur Verfügung. Dort entstand u.a. eine Musik- und Clubkultur, die einen wichtigen Imagefaktor Berlins darstellt. So auch im südlichen Teil von Berlin-Mitte zwischen Michaelkirch- und Schillingbrücke. Hier befand sich in einem Umkreis von wenigen hundert Metern eines der Epizentren dieser Bewegung: mit Clubs wie dem Planet, dem Deli, der Maria, der Bar 25, dem Kater Holz und dem Kiki Blofeld.

Gleichzeitig ist dies ein Ort, an dem es in den Jahren zuvor Menschen gelang, aus dem Osten in den Westen zu flüchten. Andere kamen an den DDR-Grenzanlagen zu Tode. Bis heute sind auf einigen hundert Metern entlang der Spree zahlreiche Zeugnisse der Berliner Grenze erhalten, wie Mauersegmente, Lampen, ein Bootsunker, die Uferbefestigung und Zäune. »Wie man künftig mit diesen Relikten umgehen wird, ist noch offen.

Die Ausstellung »Erinnerungsräume Berliner Mauer und Clubkultur« informiert mit historischen und aktuellen Fotos, mit Plänen und Filmen über diesen Grenzteil Berlins und möchte die Besucher dazu anregen, sich vor Ort auf die Spurensuche zu begeben. Zudem wird die Frage gestellt, ob und wie diese ungleich gewichtigen historischen Zeitschnitte wie die der Berliner Mauer und die Club-Kultur in zukünftige Planungen des Gebietes mit einbezogen werden können.

Am Eröffnungsabend, dem 9. 11., werden umsonst und draußen Filme gezeigt, die mit der Clubkultur und diesem Ort verbunden sind wie: »We Call It Techno«, »Party auf dem Todesstreifen« und »Berlin Calling«. Ausstellungseröffnung: So, 9. 11., 18 Uhr, Filmprogramm: 19–22 Uhr
Ausstellungsdauer: 10.–23.11., täglich 14–19 Uhr, Ort: neu west berlin, Köpenicker Straße 55, 10179 Berlin

25 Jahre Mauerfall:

Installation Lichtgrenze – auch am Engelbecken

Zwischen Bornholmer Straße und Oberbaumbrücke,

So, 9. 11., am Abend

Am späten Nachmittag des 9. November werden sich tausende Paten – Schüler, Chorsänger, Sportler, Künstler, Unternehmer, Zeitzeugen – bei ihren Ballons entlang der 15 km langen Strecke der Lichtinstallation einfinden und ihre persönliche Botschaft an dem mit Helium gefüllten Ballon befestigen. Zum Höhepunkt der Veranstaltung lassen sie diese auf der ganzen Länge der Installation – unter anderen am Brandenburger Tor, im Mauerpark, an der East Side Gallery, auch am Engelbecken in der Luisenstadt – in den Himmel steigen. Die Staatskapelle Berlin unter der Leitung von Daniel Barenboim spielt den Schlussatz der 9. Sinfonie von Beethoven mit der »Ode an die Freude« am Brandenburger Tor. Die ARD überträgt den Ballon-Aufstieg über dem nächtlichen Berlin im Ersten, der rbb wird 25 Stunden live berichten, ein Ü-Wagen wird bei den Ballons am Engelbecken aufgestellt.

Der Bürgerverein Luisenstadt beteiligt sich an dieser denkwürdigen Aktion.



Freie Evangelische Gemeinde Moabit

Ausstellung zum Mauerfall im Gemeindesaal der Freien evangelischen Gemeinde Berlin-Moabit, Stephanstraße 44

5. bis 14. November 2014, mo–fr 15–18 Uhr

Sondertermine für Gruppen: Bitte anmelden unter 0163-370 21 54

Sa, 8. 11.: Gospel/Pop-Konzert mit Zeitzünder und Gästen, 19 Uhr

Sonntag, 9. 11.: Dank-Gottesdienst mit Pastor Friedhelm Schirmer,

10 Uhr

... und abends geht's zum Mauerstreifen!

Gottesdienst am 25. Jahrestag des Mauerfalls

Predigt und Gespräch mit Altbischof Dr. Wolfgang Huber

St. Thomas Kirche am Mariannenplatz, So, 9. 11., 10 Uhr

»Das Ende der SED – Die letzten Tage des Zentralkomitees der SED«

Spielfassung von theater 89

Samstag, 22. 11., Beginn 20 Uhr Aufführung des Stückes im Münzenbergsaal am Franz-Mehring-Platz 1

Bereits ab 19 Uhr: Einführung in das Stück durch Gerd-Rüdiger Stephan und Heinz Vietze im Salon der Rosa-Luxemburg-Stiftung am Franz-Mehring-Platz 1. Um Anmeldung für das Theaterstück wird gebeten:

Henning Obens, obens@rosalux.de, Telefon (030) 443 10-435

Weitere Veranstaltungshinweise:

www.berlin.de/special/25-jahre-mauerfall

Wo man die »ecke köpenicker« künftig findet

Seit Januar erscheint die Zeitung »ecke köpenicker« als kostenloses Informationsmedium für das Sanierungsgebiet Nördliche Luisenstadt im Auftrag des Bezirksamts Mitte. Bis zum Sommer wurde ein Teil der Auflage in private Briefkästen gesteckt, der andere Teil in Geschäften, öffentlichen Einrichtungen, an Kulturorten im Bürgeramt, bei Vereinen, sozialen Institutionen usw. ausgelegt. Das Stecken in Privatbriefkästen war ein Versuch, da es in der Nördlichen Luisenstadt nicht allzu viele Geschäfte gibt, die als Auslegestellen anbieten. Dennoch haben sich das Bezirksamt Mitte, die Sanierungsbeteiligten und die Redaktion dafür entschieden, künftig den Vertrieb über öffentliche Orte im Gebiet und der näheren Umgebung auszuweiten, da die Erfahrung zeigte, dass etliche Hausbriefkästen oft nicht zugänglich sind. Gesteckt wird künftig nur noch in den Plattenbauten entlang der Köpenicker und Michaelkirchstraße, ansonsten finden Anwohner die Zeitungen an den unten aufgeführten öffentlichen Auslegestellen. Für weitere Hinweise, wo die Zeitung ausgelegt werden sollte und könnte, ist die Redaktion sehr dankbar!

Theaterhaus Mitte, Wallstraße 32
Musikschule Fanny Hensel, Wallstraße 42
Märkisches Museum, Am Köllnischen Park 5
Kaisers Supermarkt, Annenstraße 4a
Luisenstadt e.V., Herr Hobrack
Katholische Kirche, Michaelkirchplatz 10
St. Thomas Kirche/Gemeindezentrum, Bethaniendamm 23
Berolina eG Vorstand, Sebastianstraße 24
Nachbarschaftszentrum, Jakobstraße 30a
Kreativhaus, Fischerinsel 3
Nachbarschaftstreff »dialog 101«, Köpenicker Straße 101
Pflegerwerk, Michaelkirchstraße 8
Bund der Architekten, Köpenicker Straße 48
Deutsches Architekturzentrum, Köpenicker Straße 48
Spreefeld Wohnen eG, Wilhelmine-Gemberg-Weg 14
Spreefeld Wohnen eG Kinderladen
Rotes Antiquariat, Rungestraße 20
CarloPonte Caffee, Rungestraße 12
Galerie Sonoda, Rungestraße 20
Gittes Bierbar, Brückenstraße 13
Orientstyle Friseur, Brückenstraße 1 c
Friseur Schicke Locke, Adalbertstraße 58
Holzmarkt bar und club eG i.G., Holzmarktstraße 25
Kinderladen Ottokar, Schmidstraße 8
Kinderladen, Michaelkirchplatz 12
KiTA Trauminsel, Schmidstraße 2

Cafe Bistro im DAZ, Köpenicker Straße 48
Jakob Böhme Fußpflege, Brückenstraße 2
Cafe Rosengarten, Legiendamm 2
Tabakpoint, Legiendamm 2
Bürgerbräu Berliner Wappen, Michaelkirchplatz 12
Aufbau Haus, am Moritzplatz
Kleine Markthalle, Legiendamm 32
cucina italy, Inselstraße 14
gustavo franz.bistro, Inselstraße 13
Cafe Re, Märkisches Ufer 21
Backshop, Annenstraße 48
Köpi, Köpenicker Straße 137
Spätkauf Kiosk, Köpenicker Straße 44
Bürgeramt Rathaus Mitte
Radialsystem V, Holzmarktstraße 33
Energieforum, Stralauer Platz 34

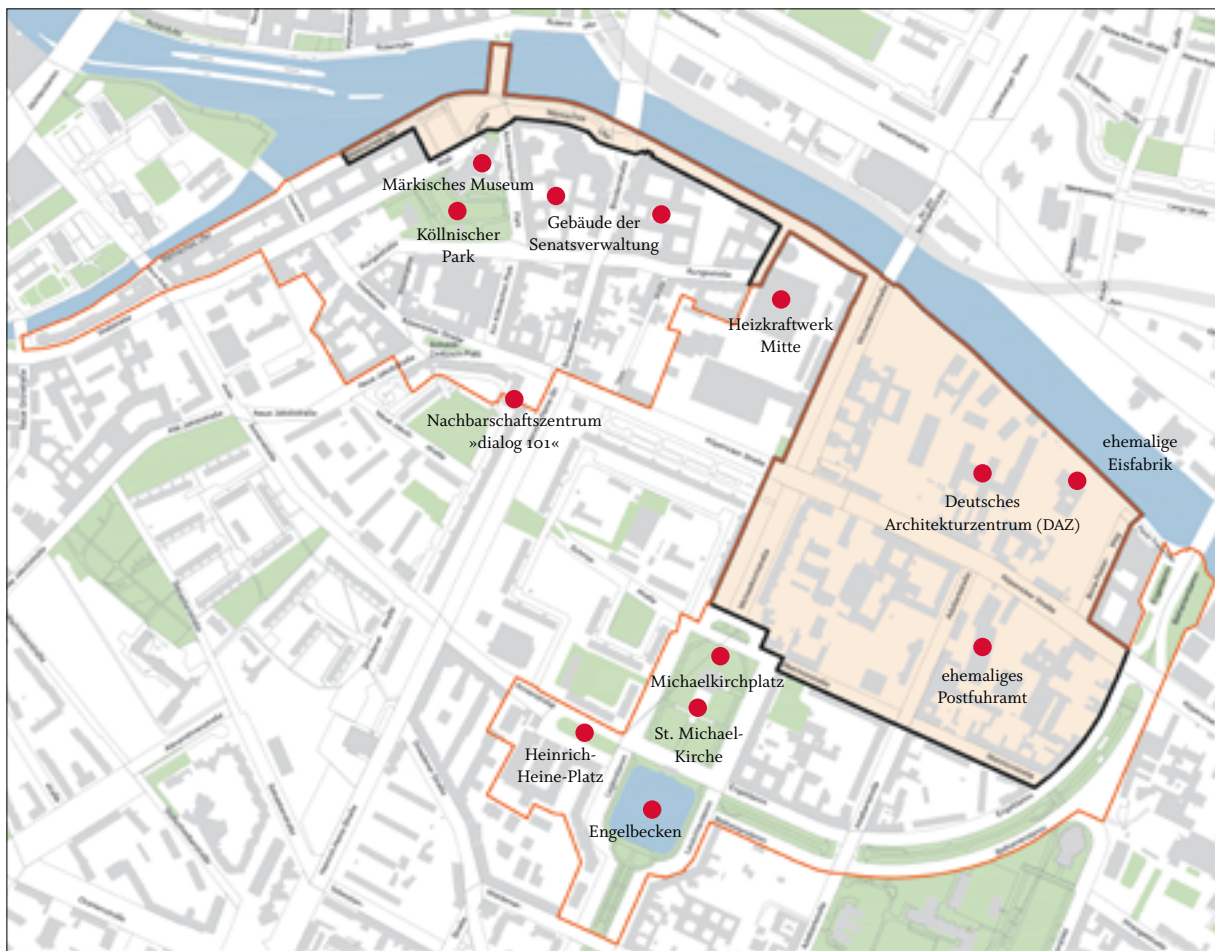
Arztpraxen:


Dr. Schymanski, Inselstraße 1
Dr. Kern, Inselstraße 6a
Dr. Röhmer, Brückenstraße 6
Dr. Müller, Heinrich-Heine-Straße 6
Zahnarzt G. Praxis, Heinrich-Heine-Platz 9
Dr. Wildt, Annenstraße 8
Dr. Sauer, Michaelkirchplatz 12
Dr. Stöcker, Michaelkirchplatz 12
Dr. Herrmann, Legiendamm 2
Dr. Reich, Rungestraße 14
Dr. Priegnitz, Rungestraße 25
Dr. Schulz, Wallstraße 37


Bildecke



Ch. Eckelt



 Sanierungsgebiet
 Nördliche
 Luisenstadt

 Erhaltungsgebiete

Ansprechpartner und Adressen für das Gebiet Nördliche Luisenstadt

Bezirksamt Mitte von Berlin,
Stadtentwicklungsamt,
Fachbereich Stadtplanung
 Müllerstraße 146, 13353 Berlin
 Amtsleitung: Kristina Laduch,
 Tel 901 84 58 45
kristina.laduch@ba-mitte.berlin.de

Sanierungsverwaltungsstelle
 Reinhard Hinz (Gruppenleitung)
 Tel 901 84 58 53
reinhard.hinz@ba-mitte.berlin.de
 Anke Ackermann, Tel 901 84 57 57
anke.ackermann@ba-mitte.berlin.de
 Wolf-Dieter Blankenburg, Tel 901 84 57 21
wolf-dieter.blankenburg@ba-mitte.berlin.de

Betreuung Programm Städtebaulicher
Denkmalschutz beim Bezirksamt
 Birgit Nikoleit, Tel 901 84 57 79
birgit.nikoleit@ba-mitte.berlin.de

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung
und Umwelt
 Referat IV C – Stadterneuerung
 Württembergische Straße 6, 10707 Berlin
 Joachim Hafen (Gebietsbetreuung
 Luisenstadt), Tel 901 39 49 19
joachim.hafen@senstadtum.berlin.de

Gebietsbetreuung Luisenstadt (Mitte)
 Koordinationsbüro für Stadtentwicklung
 und Projektmanagement – KoSP GmbH
 Schwedter Straße 34 A, 10435 Berlin
www.kosp-berlin.de
 Andreas Bachmann, Tel 33 00 28 39,
bachmann@kosp-berlin.de
 René Uckert, Tel 33002833,
uckert@kosp-berlin.de

Betroffenenvertretung Nördliche Luisenstadt
 Treffen jeden dritten Dienstag im Monat
 um 18.30 Uhr im Nachbarschaftszentrum
 »dialog 101«, Köpenicker Straße 101,
 10179 Berlin, direkt am U-Bahneingang
 Heinrich-Heine-Straße
 Ansprechpartner: Volker Hobrack,
 Tel 275 47 69, mail: vhobrack@gmx.de
 bzw: bv.luisenord@gmail.com

Bürgerverein Luisenstadt
 Michaelkirchstraße 2, 9. Etage,
 10179 Berlin, Tel/AB 279 54 08
buero@buergerverein-luisenstadt.de
www.buergerverein-luisenstadt.de
 Bürozeiten: mittwochs 14–16 Uhr